

# GRAPHISCHE PRESSE

ORGAN FÜR DIE INTERESSEN DER LITHOGRAPHEN, STEINDRUCKER, CHEMIGRAPHERN, PHOTOGRAPHEN, LICHT-UND KUPFERDRUCKER, FORMSTECHE, TAPETEN-U. WACHSTUCHDRUCKER U. VERW. BERUFE.

**Abonnement.**

Die Graphische Presse erscheint wöchentlich Freitags. Abonnementspreis: 1 Mk. inkl. Postung pro Quartal. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. (Post-Ztg.-Kat. No. 3573.) Für die Länder des Weltpostvereins Mk 1,25

**Redaktion:**

Paul Barthel, Friedrichshagen-Berlin, Viktoriastraße 8. Verlag: Otto Sillier, Berlin N. 28, Anklamerstr. 27/1. Druck und Expedition: Conrad Müller, Scheidewitz. Redaktionsschluß: Sonnabend

**Insertion.**

Für die viergespaltene Peitzelle oder deren Raum 30 Pf., bei Wiederholung Rabatt. Für Verbandsmitglieder sowie Vereinsanzeigen 15 Pf. pro Zeile. Beilagen nach Uebereinkunft

## Bekanntmachungen.

**Gesperrt.**

Stellungnahme in allen folgenden Firmen zieht den Verlust der Mitgliedschaft nach sich.

In Deutschland:

- Altona-Ottensen. Tapeten-Fabrik Hansa, Iven & Co.
- Berlin. Der gegnerische Arbeitsnachweis bei S. Herrmann.
- Berlin. (Chemigr.). Angerer (Kupferdrucker).
- Beuel a. Rh. Engelhard & Schleu, Kommandit-Gesellschaft, Abt. der »Tiag« (Tapetendr.).

- Bramsche (Formst. u. Tapetendr.).
- Chemnitz. A. Jüllich; Köhler & Richter. (Chemigr.).
- Dresden. Mittelbach; C. Schemmel; Stengel & Co.; Mejo & Markert (Chem.).
- Erfurt. Ohlenrot'sche Buchdruckerei, Inh. Georg Richters (Chemigr.).
- Frankfurt a. M. Heß & Janke.
- Hamburg. Nelles & Co. (Chemigr.).
- Kattowitz. Jermulowic & Bergmann in Sosnowice, Russ.-Polen.
- Köln a. Rh. Blechemballagefabrik Pepsy & Waldhausen (Lith. u. Steindr.); Flammersheim & Steinmann (Formst. u. Tapetendr.).

- Kötzenschenbroda bei Dresden. Robert Mittelbach, Kunstanstalt Globus.
- Langenhagen b. Hannover. Norddeutsche Tapetenfabrik, Inh. Hölscher & Breimer (Tapetendr.).
- Leipzig. Mejo & Springer; C. Wittstock (Chemigr.).
- Lüneburg. (Tapetendr.).
- Stuttgart. Gebr. Köbke (Chemigr.).
- Im Ausland:
- Belgien. Brüges: La Lithographie Artistique, Deseclee De Brouwer Ltd. Brüssel: Rissel & Co. (Formst.).
- Dänemark. Kopenhagen (Kupferdr.) Bibow: A. Jakobsen-Kopenhagen (Chem.).

- Frankreich. Lille und alle nördlichen Bezirke wegen Streik um die 9stündige Arbeitszeit.
- Holland. Krommenie: Verwers Metaal-drukery (Lithogr. und Steindr.).
- Oesterreich. Mähren, Schlesien, (wegen Tarifbewegung).
- Lemberg.
- Prag-Lieben. M. Grab Söhne, Wachstum- und Linoleumdruckerei.
- Schweden.
- Schweiz, Basel: Manissadjan & Cie.

**Inhalt.**

**Hauptteil:** Bekanntmachungen. Antisoziale Wühlereien. Rundschau. Genossenschaftliche Monatschau. Wir und der Alkohol. Briefkasten. — Allgemeines: Das graphische Gewerbe in Amerika, V. — Der Lithograph: Die Lithographie als Kunstgewerbe. Traurige Mißstände im kartographischen Kupferstichgewerbe. — Der Steindrucker: Organisiert — Unorganisiert, II. — Die photomechan. Fächer: Die Tarifverhandlungen der Lichtdrucker. Brief aus Bautzen. Aus den Sektionen: Berlin (Chemigr.). — Die Tapetenbranche: Der Tapetenrüst. Brief aus Lüneburg. Aus den Sektionen: Coswig, Hamburg, Ottensen. — Feuilleton: Reisebriefe aus Amerika. — Eingänge. — Anzeigen.

### Antisoziale Wühlereien.

Der Reichstag beschloß bekanntlich in seiner Sitzung vom 28. Dezember 1908 durch die Annahme einer Novelle zur Gewerbeordnung eine Erweiterung des Schutzes weiblicher und jugendlicher Arbeitskräfte und des Geltungsbereichs der Gewerbeordnung. Wir haben die wichtigsten Änderungen in der »Graph. Presse« Nr. 1, 1909, Seite 2 (Politische Monatschau) bekanntgegeben, so daß sich ihre Wiedergabe an dieser Stelle erübrigt. Hervorheben wollen wir nur, daß nach der Novelle die Arbeitszeit der Arbeiterinnen an Sonnabenden und Festtagsvorabenden nicht länger als bis 5 Uhr wähen und 8 Stunden (an den übrigen Tagen 10 Stunden) nicht übersteigen darf.

Gerade diese Bestimmung hat in den Kreisen des industriellen Scharfmachertums einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Wurden doch durch diese geringen Erweiterungen des Arbeiterinnenschutzes die Ausbeutungsmöglichkeiten etwas eingeschränkt und der schrankenlosen Ausbeutungsfreiheit zwar noch lange nicht enge, aber dem Ausbeutertum dennoch überaus lästige Grenzen gezogen. Schon während der Beratung der Novelle setzte eine wilde Hetze gegen jede sozialpolitische Wirksamkeit des Reichstags ein, wobei man sogar durch terroristische Maßnahmen schlimmster Art die Arbeiterschaft für die Pläne des Scharfmachertums zu mißbrauchen suchte. Haben doch beispielsweise die Dresdener Zigarettenfabrikanter durch die Vorspiegelung der falschen Tatsache, es handle sich um einen Protest gegen die Tabaksteuer, und durch allerlei Ein-

schüchterungsmanöver 3000 Zigarettenarbeiterinnen zur Unterzeichnung einer Protestresolution gegen die Erweiterung des Arbeiterinnenschutzes gezwungen! Man kann sich fast wundern, daß der aus den Hottentottenwahlen hervorgegangene Reichstag trotz aller scharfmacherischen Hetzereien fest blieb und die Novelle verabschiedete, wobei er allerdings einige bedeutende Verschlechterungen an der Vorlage seiner Kommission nicht unterlassen konnte. Nach der Annahme der Novelle wurden natürlich die Wühlereien fortgesetzt. Das Organ unseres »Schutzverbandes« verstieg sich sogar soweit, vom Bundesrat zu fordern, daß er auf die Reichstagsbeschlüsse pfeifen und durch die Nichtbestätigung der Novelle die Volksvertretung einfach ausschalten möchte. Der Bundesrat war aber weniger reaktionär wie das Blatt des freisinnigen Volksvertreters Dr. Gerschel und die Erfüllung des frommen Wunsches unterblieb.

Inzwischen ist nun der Zeitpunkt des Inkrafttretens der Novelle, der 1. Januar 1910, immer näher gerückt und die Wühlereien gegen die geringen Erweiterungen des Arbeiterinnenschutzes setzen mit erneuter Schärfe ein. Natürlich will auch jetzt der Schutzverband der Steindruckunternehmer hinter anderen Scharfmacherorganisationen nicht zurückbleiben. Er sandte an seine Mitglieder ein »sehr wichtiges« und »streng vertrauliches« Zirkular, das uns von befreundeter Seite zuzug. Wir können es nicht unterlassen, die Kollegenschaft mit ins Vertrauen zu ziehen. Das Zirkular lautet:

Sehr wichtig! Streng vertraulich!  
An die Mitglieder des Schutzverbandes Deutscher Steindruckerei-Besitzer.

Betrifft die Vorschriften der Gewerbeordnungsnovelle über die Arbeitszeit der weiblichen Arbeiter am Sonnabend.

Am 1. Januar 1910 tritt die Gewerbeordnungsnovelle vom 28. Dezember 1908 in Kraft. Durch diese Novelle ist u. a. § 137 der Gewerbeordnung (vergl. beiliegenden Gesetzestext) derart abgeändert worden, daß Arbeiterinnen (einerlei ob in Fabrik- oder handwerksmäßigen Betrieben) an den Vorabenden der Festtage nicht nach 5 Uhr nachmittags (bisher 5½ Uhr) beschäftigt werden dürfen. Insgesamt darf die Beschäftigung von Arbeiterinnen die Dauer von 10 Stunden täglich (bisher 11 Stunden),

an den Vorabenden der Sonn- und Festtage von 8 Stunden (bisher 10 Stunden) nicht überschreiten.

Diese Vorschriften sind für die Steindruckereibetriebe, bei denen Tagesauflagen inbetracht kommen, von der allereinschneidendsten Bedeutung. Die Tagesauflagen können innerhalb der 9stündigen Arbeitszeit, während welcher Steindrucker und Hilfsarbeiterinnen zusammen an der Maschine arbeiten, gerade bewältigt werden. Eine Reduzierung der Arbeitszeit für weibliche Arbeiter auf 8 Stunden an den Vorabenden der Sonn- und Festtage muß notwendiger Weise bewirken, daß die Tagesauflagen bei 8stündiger Arbeitszeit an diesen Tagen überhaupt nicht bewältigt werden können. Der verbleibende Rest stört in der darauffolgenden Woche die ganze Arbeitseinteilung. Es ist daher notwendig, daß Maßnahmen ergriffen werden, um den durch die Bestimmung der Gewerbeordnung drohenden Schaden abzuwenden oder doch möglichst zu mildern. Zu diesem Zweck bitten wir Sie, uns haldmöglichst mitteilen zu wollen, ob und welche Vorschläge Sie zur Linderung des drohenden Schadens zu machen haben.

Zu erwägen ist insbesondere, ob die regelmäßige wöchentliche Arbeitszeit der Steindrucker im Gesamtbetrag von 64 Stunden derart verteilt werden kann, daß auf die Vorabende von Sonn- und Festtagen 8 Stunden entfallen und an einem oder zwei anderen Wochentagen vor Beginn oder nach Schluß der regelmäßigen Arbeitszeit eine resp. eine halbe Stunde länger gearbeitet wird. Auf keinen Fall darf aus der wöchentlichen Arbeitszeit von insgesamt 54 Stunden für Drucker eine 53stündige dadurch werden, daß an den Vorabenden von Sonn- und Festtagen 8 Stunden und an den übrigen Wochentagen nur 9 Stunden gearbeitet werden. Denn damit würde das Prinzip der 9stündigen Arbeitszeit für Drucker preisgegeben sein und die Folge wäre, daß seitens der organisierten Gehilfen der Versuch nach weiterer Reduzierung der Arbeitszeit immer wieder gemacht würde.

Ferner wäre zu erwägen, ob der drohende Schaden dadurch eingeholt werden kann, daß an den gewöhnlichen Wochentagen die Pausen abgekürzt werden können. Dabei ist zu beachten, daß nach den Bestimmungen der Gewerbeordnung zwischen den Arbeitsstunden der Arbeiterinnen eine mindestens einständige Mittagspause gewährt werden muß. Für kleinere Druckorte, in denen die Entfernungen von der Arbeitsstätte keine große Rolle spielen, wäre eine solche Verkürzung der Pausen in Verbindung mit einem früheren Beginn der Arbeitszeit in allererster Linie zu erwägen.

Wir wären Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie recht bald uns entsprechende Vorschläge machen würden.

Zugleich machen wir darauf aufmerksam, daß in der nächsten Nummer unseres offiziellen Organs die hauptsächlichsten Neuerungen der Gewerbe-

ordnungsnovelle, welche am 1. Januar 1910 in Kraft tritt, bekannt gemacht werden.

Hochachtungsvoll

Schutzverband Deutscher Steindruckerei-Besitzer.

Der Vorsitzende (gez.) Dr. Gerschel.  
Der Generalsekretär (gez.) Dr. M. Wagner.

Das Zirkular wird jedenfalls von unseren Kollegen mit großem Interesse gelesen werden, zeigt es doch wieder einmal klar und deutlich, mit welchem Eifer die Schutzverbände die Schleifstein zu drehen versteht. Daß dieser Eifer das Geschick bedeutend übersteigt, zeigt die Begründung, durch die man diese Wählerlei gegen die gesetzliche Erweiterung des Arbeiterinnenschutzes zu rechtfertigen versucht.

Da wird zunächst betont, daß die neuen Vorschriften für Steindruckereibetriebe, bei denen Tagesauflagen in Betracht kommen, von einschneidender Bedeutung seien, da infolge der Reduzierung der Arbeitszeit für Arbeiterinnen auf 8 Stunden an den Vorabenden von Sonn- und Festtagen die Tagesauflagen nicht fertiggestellt werden könnten und der verbleibende Rest in der darauffolgenden Woche die ganze Arbeitseinteilung störe. Man sieht, um Gründe gegen jeden sozialen Fortschritt sind die Unternehmer niemals verlegen! Auch die Geschäftsbücherfabrikanten haben an die Unternehmer ein Rundschreiben verschickt, durch das sie die Arbeiterinnenschutzbestimmungen unwirksam machen möchten, indem sie ihr Gewerbe zu einem Saisongewerbe zu stempeln suchen, um der im § 139 a der Gewerbeordnung vorgesehenen Ausnahmebestimmungen teilhaftig zu werden. Und bei den Steindruckunternehmern müssen die Tagesauflagen erhalten! Dabei lassen die Leute außer Betracht, daß jetzt schon an bestimmten Tagen der Woche die Maschine gründlich gereinigt werden mußte, so daß sie nicht ebenso lange laufen konnte wie an den anderen Tagen. Trotzdem hat man sich damit abgefunden, ohne daß der verbleibende AufLAGENREST die Arbeitseinteilung der darauffolgenden Woche störte! Und bei der durch gesetzliche Bestimmungen notwendigen Einschränkung der Arbeitszeit des weiblichen Personals sollte auf einmal der ganze Betrieb in Frage gestellt sein? Das glauben unsere Schutzverbändler selbst nicht!

Tatsächlich ist der zitierte Einwand auch nur ein vorgeschobener Grund. In Wirklichkeit handelt es sich für sie darum, ihrer scharfmacherischen Abneigung gegen jede Verkürzung der Arbeitszeit überhaupt mit allen Mitteln Geltung zu verschaffen! Der wahre Grund ihrer Wählerlei wird in dem Satz zum Ausdruck gebracht: »Auf keinen Fall darf aus der wöchentlichen Arbeitszeit von insgesamt 54 Stunden für Drucker eine 53stündige dadurch werden, daß an den Vorabenden von Sonn- und Festtagen 8 Stunden und an den übrigen Wochentagen nur 9 Stunden (!) gearbeitet werden. Denn damit würde das Prinzip der 9stündigen Arbeitszeit für Drucker preisgegeben sein und die Folge wäre, daß seitens der organisierten Gehilfen der Versuch nach weiterer Reduzierung der Arbeitszeit immer wieder gemacht würde.« Also hier liegt der Hase im Pfeffer! Aus Angst vor der »Begehrlichkeit der Gehilfenschaft« sucht man nach Mitteln und Wegen, gesetzliche Bestimmungen auszuschalten oder zu umgehen. Alle anderen ins Treffen geführten Gründe sind Schönheitspflasterchen, um die wahren, durchaus scharfmacherischen und arbeiterfeindlichen Absichten zu verkleistern!

Aber in der Vertretung dieser Absichten werden die Schutzverbändler nicht nur Gesetzesverächter, sondern auch Verächter der mit der Arbeiterschaft getroffenen Vereinbarungen. Diese lauten klar und unzweideutig:

»Die Arbeitszeit in den Betrieben des Schutzverbandes soll 9 Stunden für Steindrucker, 8 Stunden für Lithographen betragen. — Bestehende günstigere Lohn- und Arbeitsbedingungen werden nicht berührt.«

Mit keinem Wort ist in diesen Abmachungen von einer 54stündigen wöchentlichen Arbeitszeit für Steindrucker die Rede, sondern schlichthin von einer 9stündigen täglichen. Wenn also die Schutzverbändler eine Arbeitszeitver-

kürzung an Sonnabenden dadurch auszugleichen versuchen wollten, daß sie die Arbeitszeit an einem oder einigen anderen Tagen auf mehr als 9 Stunden verlängern, dann würde »das Prinzip der 9stündigen Arbeitszeit für Drucker«, das sie zu proklamieren suchen, gerade durch sie selbst durchbrochen sein! Damit ist die Gehilfenschaft auf keinen Fall einverstanden. Sie verlangt, daß die Vereinbarungen gehalten werden. Sie selbst steht auf dem Boden dieser Vereinbarungen. Wenn die Einhaltung der 9stündigen Arbeitszeit an Sonnabenden durch die nur für das weibliche Personal, nicht für die männliche Arbeiterschaft, geltende gesetzliche Einschränkung auch für die Gehilfenschaft nicht möglich sein sollte, so ist es nicht deren Sache, wie sich die Unternehmer mit den gesetzlichen Bestimmungen abfinden. Die Arbeiter müssen es den Unternehmern schon selbst überlassen, sich darüber die Köpfe zu zerbrechen. Dabei wird aber die Gehilfenschaft streng darüber wachen, daß dieses Abfinden nicht mit einer Durchbrechung oder Umgehung getroffener Vereinbarungen oder gesetzlicher Bestimmungen verbunden wird, die zum Schutze der Arbeiterschaft gegen übermäßige Ausbeutung erlassen worden sind.

Da die Schutzverbändler aber gerade auch gegen jede Durchbrechung der 54stündigen wöchentlichen Arbeitszeit Sturm laufen, sei daran erinnert, daß diese schon jetzt in vielen Gegenden durchbrochen ist. Sie beträgt nach unserer Statistik z. B. in Schleswig-Holstein 53 Stunden 42 Minuten, in Brandenburg und Ostpreußen 51 1/2 Stunden, in den Hansestädten 52 Stunden 54 Minuten und in Lippstadt gar nur 52 Stunden 48 Minuten durchschnittlich. Das liegt hauptsächlich daran, daß schon jetzt viele Firmen an bestimmten Tagen der Woche weniger als 9 Stunden arbeiten lassen, was beispielsweise auch für fast alle Berliner Schutzverbandsfirmen zutrifft. Den Wünschen der Unternehmer, diese Durchbrechung des »Prinzips« vielleicht rückgängig machen zu wollen, ist durch die Vereinbarungsbestimmung, daß günstigere Arbeitsbedingungen durch die Abmachungen nicht berührt werden, ein Riegel vorgeschoben.

Also noch einmal: Die Gehilfenschaft verlangt unbedingt die Einhaltung der Vereinbarungen auch von den Unternehmern. Dazu gehört aber auch, daß die durch die gesetzlichen Bestimmungen bedingte Verkürzung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen an Sonnabenden nicht durch eine Verlängerung der 9stündigen Arbeitszeit für das weibliche und männliche Personal ausgeglichen wird, auch wenn dieser Ausgleich zunächst in Form von Überstunden erfolgen sollte. Denn diese würden sich doch zu einer ständigen Einrichtung und damit zu einer dauernden Arbeitszeiterweiterung auswachsen. Es muß entschieden zurückgewiesen werden, wenn für derartige Bestrebungen der Unternehmer auch die Arbeiterschaft als Schwurzeuge aufgerufen wird, wie es in einer Eingabe der Steindruck Unternehmer an den preussischen Handelsminister und andere Behörden geschieht. In einer Gegeneingabe der in Frage kommenden Arbeiterverbände muß diese unqualifizierbare Anmaßung auf ihren wahren Wert zurückgeführt werden. Möchte es durch dieses Vor gehen gelingen, die antisozialen Wählerlei der scharfmacherischen Gesetzes- und Vereinbarungsverächter wirkungslos zu machen.

## Rundschau

**Philipp Lauth** †. Die Kollegenschaft von Frankfurt a. M. hat einen schweren Verlust erlitten. Philipp Lauth, der stets in der vordersten Reihe stand, von der Kollegenschaft in die verschiedensten Vertrauensämter gewählt wurde und zuletzt als Kassierer der Frankfurter Chemigraphenfiliale tätig war, ist am 10. November der tödlichen Proletarierkrankheit zum Opfer gefallen. Wie ein Soldat in der Schlacht, auf dem Wege zu einer gewerkschaftlichen Sitzung, an der Seite des Filialvorsitzenden brach er zusammen. »Ich kann nicht mehr! Es ist alles kaputt.« Eine plötzliche Schwäche, ein Schlaganfall, Bewußtlosigkeit — er sollte nicht wieder erwachen. Erst 35 Jahre alt wurde er uns und der gesamten Arbeiterschaft entzogen, denn auch in der Partei hat er seinen Mann gestanden,

so daß er in dieser und in anderen Arbeiterinstitutionen mit arbeitsreichen Ehrenämtern bedacht worden ist. Welche Verehrung er genoß, das zeigte sich bei seiner Beisetzung. Zu dem Verbrennungsakt in Offenbach waren fast alle Frankfurter und Offenbacher Chemigraphen erschienen und viele, viele andere Leidtragende. Kollege Hensel feierte an der Bahre in Worten der Wehmut die Wirksamkeit des Verstorbenen. Er legte namens der Chemigraphen und des Hauptvorstandes Kränze nieder. Ihm folgten die Vertreter anderer Organisationen, die alle ehrliche Worte der Anerkennung sprachen. Schweigend verließen die Leidtragenden das Krematorium, in welchem das, was sterblich war an dem Dahingegangenen, langsam zu Asche wurde. Um ihn trauert eine schwebgebundene Witwe mit ihren Kindern, die an der Frankfurter Kollegenschaft eine Stütze finden werden. — Wer ebenso fühlt und schafft wie er, treu bis zur letzten Stunde, der hat nicht umsonst gelebt! Das gilt im vollsten Maße von unserem Philipp Lauth. Er hatte den Ernst des Lebens erkannt, er wußte, wo sein Platz ist, er kämpfte immer in den ersten Reihen der organisierten Arbeiterschaft. Wir werden seiner nie vergessen!

**Dem Redakteur der „Graphischen Rundschau“ Fritz Hansen** wurde in Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung des Urheberrechts vom Photographischen Verein zu Berlin (gegr. 1863) die silberne Medaille nebst Diplom verliehen.

**Herr Vogelsang en miniature.** Der Ruhm des Bergdespoten im Mansfelder Revier, der bekanntlich mit militärischer Unterstützung auf die Gesetze pfeift und den Bergarbeitern das Koalitionsrecht einfach verweigert, läßt den Direktor der graphischen Kunstanstalt E. Gundlade A.-G. in Bielefeld nicht schlafen. Er sucht seinem großen Vorbild mit aller Gewalt nachzueifern und schreibt daher einem Kollegen, den er mit dem Rieselohn von 30 Mark wöchentlich als Maschinenmeister engagieren will, kurz entschlossen: »Zur ausdrücklichen Bedingung machen wir, daß Sie dem Senefelderbund nicht angehören und auch nicht beitreten werden.« Dem Kollegen war natürlich die Zugehörigkeit zu seiner Organisation mehr wert wie die »gut dotierte« Stellung und er hustete der Firma was. Schließlich wird der kleine Koalitionsrechtsverächter noch einmal froh sein müssen, überhaupt Arbeiter zu bekommen, die den Aktionären die Dividende erarbeiten.

**Ein alter Ladenhüter** taucht schon wieder einmal in der Generalanzeigerpresse auf. Es handelt sich um die Notiz »Die Lithographien«, der wir bereits in der »Gr. Pr.« 1908, Seite 382 einige Bemerkungen widmeten und die jetzt wieder im Generalanzeiger für Hamburg-Altona vom 14. November Auferstehung feiert. Es erübrigt sich wirklich, auf diesen kompletten Unsinn, nach welchem junge Damen, die die Lithographie erlernen, »etwa 75 Pf. pro Stunde (sogar im Nebenerwerb!) verdienen können sollen, noch einmal einzugehen. Wir möchten es nur der Kollegenschaft dringend ans Herz legen, die bürgerliche Klatschpresse, die die Arbeiter- und Berufsinteressen stets und ständig mit Füßen tritt, nicht noch durch Abonnement zu unterstützen, sondern aus dem Tempel hinaus zu jagen.

**Er hat sein Herz entdeckt!** In der öffentlichen Gemeinderatssitzung des graphischen Landstädtchens Saalfeld an der Saale »hellem« Strande sitzt u. a. auch als Gemeinderatsmitglied ein graphischer Kunstanstaltsbesitzer neben seinem Oberlithographen. Der Herr Kunstanstaltsbesitzer ist derselbe Herr Frosch, der schon 1906 bei den Tarifverhandlungen im Leipziger Buchgewerbehaus die Entdeckung machte, daß sich die kürzere Arbeitszeit für Lithographen nicht bewährt habe, sondern für die Firmen unvorteilhaft gewesen sei. Trotzdem hat er nach kaum drei Jahren seine Anstalt bedeutend vergrößert und sogar eine verkrachte Nähmaschinenfabrik aufkaufen können! In der öffentlichen Gemeinderatssitzung vom 11. November stellte nun ein Lehrer den Antrag, den Siechenhausassessoren doch täglich warmes Mittagbrot auf städtische Kosten zu verabreichen, was angesichts des kommenden Winters gewiß nicht zu viel gefordert ist. Während nun der Oberlithograph, Herr Keilbar, diesen Antrag unterstützte, entdeckte der Herr Kunstanstaltsbesitzer Frosch wieder einmal sein sozial fühlendes Herz und wünschte, man möge die Gewährung täglicher warmer Kost bis zur Etablierung zurückstellen, denn »die Sache kann uns 600 Mk. kosten!« Der Herr Bürgermeister sagte hierauf nur: »Wir können doch die Leute nicht verhungern lassen!« — Man sieht, daß die Herren Kunstanstaltsbesitzer nicht nur im, sondern auch außer dem Hause »sozial« fühlen und denken.

**Die Gewerbeerights wahlen in Bautzen,** die zum ersten Male nach dem Verhältniswahlsysteme vorgenommen wurden, brachten den freien Gewerkschaften einen glänzenden Erfolg. Auf ihre Liste wurden 1057 und auf die der Hirsch-Dunckerschen nur 94 Stimmen abgegeben. Somit erhielten die freien Gewerkschaften alle fünf Sitze, während die Gegenliste leer ausging.

**Der Kampf in Schweden** ist nunmehr endgültig beendet. Die Aussperrung, soweit sie sich noch auf die Eisenhüttenwerke erstreckte, wurde von den Unternehmern aufgehoben. Damit wurde die Hauptfrage des Kampfes zugunsten der Arbeiter entschieden. Die Aussperrungstaktik des Unter-

nehmertums hat eine vollständige Niederlage erlitten. — Die Generalkommision hat die Sammlung für Schweden geschlossen. Sie konnte bis zum 13. November über 1283161,60 Mk. quittieren.

**Die amerikanische Gewerkschaftszentrale** ist der gewerkschaftlichen Internationale beigetreten! Der internationale Sekretär der gewerkschaftlichen Landeszentralen erhielt am 19. November von dem Präsidenten der American Federation of Labour ein Telegramm aus Toronto folgenden Inhalts: *Die American Federation of Labour hat den Anschluß an das internationale Sekretariat beschlossen. Gompers.* Die näheren Umstände, unter welchen der Anschluß erfolgte, sind noch nicht bekannt. Hoffentlich leitet dieser Anschluß der großen amerikanischen Arbeiterorganisation zugleich eine innere Wandlung derselben ein und trägt mit bei zur Beseitigung der Mißstände, welche auch amerikanische klassenbewußte Arbeiter an der Federation of Labour beklagen. Ganz selbstverständlich erscheint es uns, daß die amerikanischen Gewerkschaften nach dem Beitritt zur gewerkschaftlichen Internationale ihre bisherige Exklusivität aufgeben und die Schranken niederreißen, die bisher vielfach ausländischen Arbeitern, die in ihrer Heimat organisiert waren, den Beitritt zu den amerikanischen Organisationen unmöglich machten. Geschicht das, so ist auch zu erwarten, daß die Stellung der amerikanischen Gewerkschaften zu der politischen Arbeiterpartei schneller eine andere und bessere werden wird, als bisher, wo die gezogenen Schranken gerade den politisch radikaleren Elementen in der Arbeiterschaft Eintritt und Einfluß erschwerten. Nach dem Beitritt der American Federation of Labour hat die gewerkschaftliche Internationale einen Umfang erreicht, den keine andere wirtschaftliche oder parteipolitische Organisation der Welt besitzt oder je besitzen hat!

**Genossenschaftliche Monatsschau.**

Die »staatsertöndende« Konsumvereinsfresser. Professor Adolf Wagner als Behrworter der Konsumvereine. Der wirksamste Schutz der Ausbeutung der Konsumenten durch das Händlertum. Die Entwicklung der Großeinkaufsgesellschaft.

Die Konsumvereinsfeinde gaben sich kürzlich in Berlin ein Stelldichein. Zentralvereinigung deutscher Vereine für Handel und Gewerbe nennt sich ihre Organisation. Wes Geistes Kind sie ist, geht aus folgendem Passus der Vorstandsberichte hervor: »Die Konsumvereine haben dem Vorstände Jahr für Jahr Veranlassung gegeben, den Behörden vor Augen zu führen, wie groß die Gefahr ist, die durch das Konsumvereinswesen den kleinen und mittleren Gewerbetreibenden immer mehr entsteht. Die Generalversammlung verlangte von neuem, daß die Staatsregierung auf diese Gefahr hingewiesen wird. Der Vorstand hat deshalb in einer umfangreichen Eingabe auf die Entwicklung der sozialdemokratischen sowie auf die Vermehrung der Beamtenkonsumvereine hingewiesen. Den verschiedenen Ministerien sowie dem Reichstage und dem Landtage ist in der betr. Eingabe nachgewiesen, wie staatsgefährdend die Ausdehnung des Konsumvereinswesens ist, wie die Sozialdemokratie die Gründung von Konsumvereinen als ein bewährtes Mittel zur Vernichtung der staatsertöndenden Elemente erkannt und benutzt hat und wie kurzichtig es von der Staatsregierung ist, ihren Beamten nicht nur freie Hand zu lassen, sondern die Gründung von Beamtenkonsumvereinen noch zu begünstigen. Die Zentralvereinigung wird trotz der geringen Beachtung der Klagen des kaufmännischen und gewerblichen Mittelstandes auch weiter energisch dahin streben, daß in der Frage der Konsumvereine bei der Staatsregierung endlich eine verständlichere Auffassung Platz greift.« Das ist der alte Trick: Weil die Konsumvereine den Händlern unangenehm werden, bezeichnen sie diese einfach als »staatsgefährdend«. Ein bischen Sozialisnetz soll die staatliche Bureaukratie den Wünschen der Mittelständler geneigt machen.

Das Mittel ist aber so abgebraucht, daß es keine Wirkung mehr erzielt, wie der Geschäftsbericht selbst zugestehen muß. Aber das scheint die Herren nicht zu entmutigen. Sie beschlossen nämlich folgende Resolution: »Die Zentralvereinigung hält das Bestehen und den Betrieb der Konsumvereine und aller ähnlichen Unternehmungen für eine große Gefahr für den Staat und hält daher die Unterstützung solcher Unternehmungen, insbesondere der Beamtenkonsumvereine, durch die Regierung für einen schweren Fehler. Die Hauptversammlung hält es weiter für dringend notwendig, den Konsumvereinen den Verkauf von Waren eigener Produktion an Nichtmitglieder zu verbieten. Der Vorstand wird beauftragt, bei den Behörden die geeigneten Schritte zu tun.«

Die Eingaben an die Behörden werden also fortgesetzt. Sehr viel scheint man sich in der Zentralvereinigung deutscher Vereine für Handel und Gewerbe, von dem Verbot an die Konsumvereine, ihre in eigener Produktion hergestellten Waren auch an Nichtmitglieder zu verkaufen, zu versprechen. Die Herren sollten sich daran erinnern, daß die Genossenschaftsfeinde auch große Hoffnungen setzten auf die 1889 geschaffene Bestimmung des Genossenschaftsgesetzes, die die Konsumvereine auf den Verkehr mit Mitgliedern beschränkte, soweit Waren in Betracht kamen, die nicht selbst produziert sind. Die Folge davon war ein gewaltiges Anwachsen der Mitgliederzahl der

Konsumvereine. Aehnlich würde natürlich auch die jetzt geforderte Ausdehnung des Verbotes auf Waren eigener Produktion wirken.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit genossenschaftlicher Organisation nimmt aber erfreulicherweise auch an sich immer mehr zu, und zwar nicht nur in der Arbeiterschaft, sondern sogar in weiten Kreisen des Bürgertums. Dazu hat hauptsächlich die schamlose Steuererausplünderung des Volkes beigetragen. So hielt z. B. am 13. Oktober in einer Versammlung des deutschen Frauenbundes in Berlin der Professor Adolf Wagner einen Vortrag über »Steuerpflicht als politische Pflicht«, über den das »Berl. Tagebl.« u. a. folgendes berichtete: »Mit Recht werde nun geklagt, daß die Verteuerung weit über das Maß des Steuerzuschlages hinausgehe. Hier sollte das Publikum eingreifen und Widerstand leisten. Man gründe Konsumvereine!« rief der Redner aus, »um die schamlose Ausbeutung des Publikums, die besonders von den Brauereien und Wirten versucht wird, zu verhindern.« Energisch forderte Professor Wagner auch die Einführung der Piennigrechnung, dann würde die Steigerung auf ein rechtes Maß zurückgeführt werden. Für die Frau erwachse hier die Hauptaufgabe, sie solle den Mann in diesem Kampfe unterstützen.« Damit können wir schon einverstanden sein, allerdings mit der einen Einschränkung, daß das Gründen von Konsumvereinen überflüssig ist. Die Konsumenten brauchen sich nur den bestehenden Konsumvereinen anzuschließen, wenn sie die schamlose Ausbeutung bekämpfen wollen.

Wichtig ist besonders die Feststellung des Prof. Adolf Wagner, daß die Verteuerung weit über das Maß des Steuerzuschlages hinausgehe. Das bedeutet also, daß die Händler die Steuererhöhungen als willkommenen Anlaß benutzten, die Produkte noch weit über die Steuerbeträge hinaus zu verteuern, um sich selbst auf Kosten der Konsumenten noch mehr als bisher zu bereichern. Und diese Leute schrien dann noch nach dem Schutz der Regierung gegen die »staatsgefährdenden« Konsumvereine! Der beste Beweis, daß nur durch diese die sauberen Pläne der Ausbeutergesellschaft verhindert werden können.

Aber wie gesagt: immer weitere Kreise lernen diese Tatsache begreifen. Eine sprechende Illustration hierzu liefert die Entwicklung der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine. Ihr Warenumsatz betrug vom 1. Jan. bis 30. Septbr. 1909 50 648 327,41 Mk., für dieselbe Zeit des Vorjahres 44 900 086,38 „ Das ist für 1909 ein Mehr von 5 748 241,03 Mk., oder 12,8 Prozent! Möchte die Folgezeit gleich erfreuliche Resultate zeitigen. Das wird die beste Quittung für die über die Steuerabwälzung noch weit hinausgehende Ausbeutung der Konsumenten durch das Händlertum sein! K. K.

**Wir und der Alkohol.**

Man muß sich heute eigentlich wundern, wie wenig die Alkoholfrage in der Arbeiterpresse behandelt wird. Man findet aber doch wenigstens ab und zu einmal einen über den Alkohol und seine Schäden aufklärenden Artikel in diesen Blättern. Ja sogar die bürgerlichen Blätter lassen es sich nicht nehmen, diesen Gegenstand hin und wieder objektiv zu streifen. Aber meistens wird in diesen bürgerlichen Zeitungen nicht nur im Inseraten-, sondern auch oft noch im redaktionellen Teil für dieses Gift Propaganda gemacht. Das ist erklärlich, denn die bürgerlichen und Geschäftszeitungen handeln ja nur in ihrem eigenen Interesse, wenn sie die Interessen der Alkoholinteressenten unterstützen. Aber wenn sich Arbeiterblätter diese Propaganda erlauben, so ist das schlechterdings unverständlich.

Welcher Arbeiter ist denn Brauereiarbeiter? Welchen Vorteil hat denn die Arbeiterschaft von der Verbreitung des Alkohols, dieses Volksverderbumsmittels? Hat die Arbeiterbewegung nicht schon genug unter der durch das Sitzen am Bierisch, überhaupt durch das Konsumieren des Alkohols entstandenen Indolenz zu leiden? Wieviel Zeit, Geld und gute Gedanken gehen am Bierisch der Arbeiterbewegung verloren! Wie oft ist ein Streik undurchführbar gewesen, weil der Alkohol die Energie der Kämpfenden geschwächt hatte. Und wie schwer ist es für den Arbeiter, einen Streik auszuhalten, weil er ihm, wie er meint, zu viel Opfer kostet. Der Alkoholikonum spielt hierbei einen nicht zu unterschätzenden Faktor.

Wer will es bestreiten, daß wir gerade beim Streik der Energie besonders bedürfen? Und wer will es bestreiten, daß gerade der Alkohol die Energie schwächt, ja sogar bedeutend schwächt? Hat noch niemand an sich selbst erfahren, wie durch den Alkoholgenuß seine überlegende Energie schwindet? Bei abstinenterm Leben steigert sich sowohl die Körperkraft, als auch die Energie. Wer das noch nicht an sich selbst erfahren hat, der gehe mal zu den Sportsleuten und beobachte deren Training. Wochentlang vor den Sportwettkämpfen wird trainiert unter vollständigem Ausschluß aller geistigen Getränke. Weil der Sportsmann nicht nur alle seine physischen, sondern auch seine geistigen Kräfte, d. h. hier die Energie, braucht. Und wer an diese Wirkung der vollständigen Alkoholabstinenz noch nicht glaubt, der mache mal an sich das

Exempel; das kostet nichts! Er versuche es mit der Abstinenz, und er wird finden, wie seine Energie wächst, wenn er überhaupt potent hierzu ist. Und wenn er erst dadurch, daß er kurze Zeit abstinent lebte, vermehrte Energie erlangt hat, so wird er auch bald die Energie zur vollständigen Alkoholabstinenz erlangen. Aber Energie gehört dazu. Das heißt ohne Ueberzeugung von einer Sache nützt auch oft alle Energie nichts. Wenn man die Ueberzeugung von der unbedingten Notwendigkeit der Abstinenzforderung, sowohl aus hygienischen, sittlichen, als auch aus ökonomischen und vor allem aus sozialen Gründen hat, so wird man, wenn man fähig dazu ist, auch die Konsequenz aus seinem Wissen und seiner Ueberzeugung ziehen, und mit Energie für die Abstinenz eintreten.

Oft wird von Frauen und Mädchen, aber auch von Männern gesagt: »Der Mann, der kein Bier trinkt, ist überhaupt kein Mann«. Und die Ansicht, daß der, der am besten saufen kann, der tüchtigste Kerl ist, ist leider weit verbreitet. Ich denke, die Stärke des Mannes ist seine Energie. Und ich glaube, es gehört mehr Energie zur absoluten Vermeidung des Alkohols, als dazu, am alten Zopf fest zu hängen und echt konservativ sein Bier zu trinken. Es ist ja auch schwer, etwas neues hinzuzulernen. An der Energie, mit der der überzeugte Abstinent auch den letzten Tropfen Alkohol meidet, kann sich mancher mäßige Biertrinker ein Beispiel nehmen.

Und »mäßig« nennt sich ja jeder Biertrinker! Er tut es, weil er sehr oft nicht mehr trinkt, als er »vertragen« kann. In keinem anderen Falle wird das Wort »vertragen« so mißbraucht wie beim Trinken. Gift kann überhaupt kein Mensch »vertragen«. Er gewöhnt sich höchstens etwas daran. Je mehr er sich an ein Gift gewöhnt hat, desto mehr, meint er auch, kann er »vertragen«. Man sieht diese gleiche Gewöhnung an Gifte in Steiermark und Tirol in bezug auf Arsenik und in Indien in bezug auf Morphinum usw. Wenn jemand, der z. B. nie Arsenik genossen hat, dieselbe Portion zu sich nehmen würde, die einer, der sich nach und nach durch den Genuß immer größer werdender Dosen an das Arsenik gewöhnt hat, »vertragen« kann, dann würde er in kurzer Zeit nicht mehr unter den Lebenden weilen. Aehnliche Fälle erlebt man mit dem Alkohol häufig. Durch dieses Wort »vertragen« ist auch die schöne Blüte entstanden, daß jemand, der 12 Glas Bier »vertragen« kann, aber nur 10 trinkt, sich »mäßig« nennt, seinen Kollegen jedoch, der nur 3 Glas Bier »vertragen« kann, aber 4 trinkt, als »unmäßig« bezeichnet.

Von der Wissenschaft ist festgestellt, daß Gift schädlich auf jeden Organismus wirkt. Und daß der Alkohol ein Gift ist, darüber sind sich nicht nur die Wissenschaftler, sondern sogar schon die Alkoholindustriellen einig. Diese geben sich ja schon den Anschein, als ob sie die Trunksucht bekämpfen. Ja sogar der aller Indifferenteste sieht es schon ein, daß die Unmäßigkeit schädlich ist. Deshalb ist es wohl kaum notwendig, daß man einen Gebildeten hierauf erst hinweisen muß. Was wir aber, und mit uns die Einsichtigen, bekämpfen, ist die Mäßigkeit. Weil wir wissen, daß aus ihr erst alle Schäden entstehen. Weil sich eben jeder, der oft nicht mehr als sein gewohntes Quantum trinkt, wie ich das an dem oben erwähnten Beispiel gezeigt habe, mäßig nennt. Weil gerade die Mäßigkeit am weitesten verbreitet ist, und daher auch mehr Schäden auf ihr Konto kommen, als auf das der Trunksucht.

Die Gelehrten haben festgestellt, daß schon der Genuß eines einzigen Glases Bier die Denkfunktion des Gehirns herabmindert. In welcher Zeit diese durch ein Glas Bier verursachte Störung durch gute Nahrung usw. wieder ausgeglichen ist, darüber sind sich die Gelehrten noch im Zweifel. Möglich, daß die Wirkung dieses einen Glases Bier in einer Woche, möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß sie erst in noch längerer Zeit ganz aufgehoben ist. Und nun gar, wenn man zwei oder mehrere Gläser Bier getrunken hat. Frauen, Kinder und alle Menschen, die noch nie Alkohol getrunken, also einen unverdorbenen Geschmack haben, fühlen sich schon nach dem Genuß eines Glases Bier geistig deprimiert. Warum trinkt man, bevor man ins Theater oder zu einem Vortrage geht, nicht sein gewohntes Quantum, das man doch »vertragen« kann, oder nur ein Glas Bier? Weil man weiß, man würde die Aufführung oder den Vortrag nicht so gut verstehen.

Bei jedem allergeringsten Alkoholgenuß werden eine Anzahl Gehirnzellen zerstört; hierdurch treten im Gehirn die Lähmungserscheinungen ein. Aber nicht nur auf das Gehirn, auch auf alle anderen Organe wirkt der Alkohol degenerierend, z. B. auf die Verdauungsorgane. Es wird oft gesagt, daß Bier, Schnaps oder Wein die Verdauung befördern. Aber was soll nicht heutzutage alles die Verdauung befördern?: eine gute Zigarre, Kaffee, Tee usw. Von allen diesen »Verdauungsmitteln« ist der Alkohol unbedingt das schädlichste. Durch zu vieles Kaffeetrinken oder Rauchen ist wohl selten jemand erkrankt oder der Gesellschaft ein großer Schaden zugefügt worden. Alkohol löst wohl Fette auf, aber er erhärtet fast alle Speisen im Magen statt sie zu zersetzen, weil er allen Körpern und Speisen die Flüssigkeit entzieht. Wer den Versuch machen will, lege ein Stück frisches Brot in ein Glas Spiritus, und er wird es nach geraumer Zeit als steinharten Klumpen wieder herausnehmen

können. Darum ist der allgemeine Gebrauch, nach dem Essen ein Glas Bier zu trinken, unbedingt schädlich.

Wie schon gesagt, entzieht der Alkohol den Körper die Flüssigkeit. Er entzieht ihnen aber mit der Flüssigkeit auch die Wärme. Und die Meinung, daß ein Glas Bier oder Schnaps erwärmen soll, ist leider eine Selbsttäuschung. Der Alkohol verbrennt im Magen, hierdurch wird das empfindende Wärmegefühl hervorgerufen, um nach vollendetem Verbrennungsprozeß den Körper um so mehr kühlen zu lassen. Darum erfrören betrunkene Menschen auch leichter als nichtalkoholisierte.

Welche Schäden der Alkoholgenuß für die Tätigkeit des Herzens in sich schließt, dürfte genugsam bekannt sein durch das »berühmte« Münchener Bier- oder Fetherz. Die Schlaganfälle, denen gerade in Bayern die meisten Menschen zum Opfer fallen, sollten doch jedem zu denken geben. Mancher ist ja stolz auf seinen Bierbauch; ich wünsche ihm keinem Menschen! Dieser schöne Bierbauch wird oft auf den »Nährstoff« des Bieres zurückgeführt. Bier wird häufig, am meisten natürlich in der Brauereireklame, als »flüssiges Brot« bezeichnet. Für die Brauereiarbeiter ist es ja allerdings flüssiges Brot. Wenn ein Mensch 4 Liter (also 8 halbe Liter!) Münchener Bier getrunken hat, also ein Bier, das als »nährhafteste« gilt, so hat er erst den äußerst minimalen Nährstoff von 5 Semmeln zu sich genommen. Also in 4 Liter Münchener ist nicht mehr Nährstoff als in 5 Semmeln. Wer nun den für den Körper täglich notwendigen Nährstoff in Bier zu sich nehmen wollte, der würde sich arm trinken. Denn 5 Semmeln kosten 15 Pf., 4 Liter Münchener aber 2 Mk.

Dieser außerordentlich minimale Nährstoff, den das Bier enthält, steht selbstverständlich in keinem Vergleich zu den hundertfachen Schäden, die dieses Getränk hervorruft. Die meisten Nieren- und Magenkrankheiten werden auf den Alkoholgenuß zurückgeführt. Leberverhärtungen treten bei Trinkern besonders häufig auf. Rheumatismus und Gicht entstehen oft dadurch, daß die Nieren die aufgenommenen Quantitäten Bier nicht oder nur schlecht verarbeiten können. Dieses schlecht verarbeitete Produkt tritt ins Blut über und verursacht so die verschiedenen Rheumatismen. Die rote Nase und Gesichtsfarbe bei Trinkern entsteht durch die Überfüllung des Blutes mit Kohlensäure, welche durch das Bier dem Körper zuviel zugeführt worden ist. Die vielen Schäden, die der Gesundheit durch den Alkoholgenuß entstehen, haben verschiedene Lebensversicherungs-Gesellschaften in England veranlaßt, Abstinente günstigere Bedingungen wie den mäßig Trinkenden zu gewähren.

Die Schäden, die der Alkoholismus besonders der Arbeiterschaft zufügt, haben bewirkt, daß viele der hervorragendsten Führer der Sozialdemokratie und der Arbeiterklasse Abstinente geworden sind. So z. B. Dr. Viktor Adler (Wien), Keir Hardie (London), Oberrichter O. Lang (Zürich), Professor Vandervelde (Brüssel) usw.

Von Verteidigern des Alkohols hört man oft sagen: Warum sollen wir denn nicht fidel sein, der Wein oder das Bier bringt doch eigentlich erst Stimmung in die Gesellschaft. Herzlich zu bemitleiden sind die, die ohne Alkoholgenuß nicht in fröhlicher Stimmung sein können. Das ist doch sicher ein Zeichen gel-tiger Armut oder Schwäche. Wenn jemand nicht fröhlich sein kann, ohne sich erst durch den Alkoholgenuß in eine anormale, krankhafte Lustigkeit versetzt zu haben, der ist zu bemitleiden, weil er nicht normal ist.

Die Zusammenkünfte der Abstinente zeigen, wieviel besser man fröhlich sein kann ohne Alkohol. Nüchtern erkennt man doch auch viel besser die Tragweite aller Handlungen und Witze als in »angeheitertem« Zustande. Dabei sind die Abstinente keine Lebens- oder Genußverächter. Sie wollen keine Askese. Im Gegenteil, sie wollen sich ausleben, wie es die Natur verlangt, sie wollen alle Freuden des Lebens genießen, aber möglichst mit klarem Kopf, mit einem nicht durch den Alkohol gelähmten Gehirn. Denn das sind die schöneren Freuden, die man mit klarem Geist genießen hat, und bei denen man am andern Tage weder einen physischen noch moralischen Katzenjammer verspürt.

Die Einsicht, wieviel man durch die Alkoholent-haltsamkeit gewinnt, zeigt deutlich die sich in allen Gesellschaftsklassen immer mehr ausbreitende Abstinenzbewegung. Daß man auch ohne Bier usw. lustig sein kann, zeigt sich besonders an der Abstinenzbewegung in Kreisen, die besonders für die Bierkonsumierung, wenigstens in Deutschland, an der Spitze stehen. Ich meine die Studentenkreise. Auch diese haben in Deutschland nach dem Beispiel anderer Länder Vereine abstinenten Studenten gegründet. Außer diesen gibt es noch Vereine abstinenten Aerzte, Lehrer, Pastoren, Kaufleute, Post- und Telegraphenbeamten, Eisenbahner, Arbeiter usw. Der Guttemplerorden allein zählt in Deutschland 35000 erwachsene und ca. 10000 jugendliche Mitglieder.

Doch wenn wir das Bedürfnis verspüren einer Abstinenzvereinigung beizutreten, so interessiert uns von den oben angeführten nur der Arbeiter-Abstinenten-Bund. Jeder der oben genannten Vereine hat seine besondere Tendenz. So bekämpft z. B. der Guttempler Orden den Alkohol, und mit Recht, wie auch alle anderen Abstinente Vereine aus hygienischen Gründen. Dann aber auch, weil

der Orden dem Alkoholismus, und nicht dem Kapitalismus die schlechten Lebensverhältnisse der arbeitenden Bevölkerung hauptsächlich in die Schuhe schiebt, und weil die Vermeidung des Alkoholgenusses den Menschen, den Arbeiter zufriedener macht. Wir aber wissen, daß das Haupt- und Grundübel unserer Gesellschaftsordnung der Kapitalismus ist. Die Arbeiterabstinente bekämpfen daher zu gleicher Zeit eine spezielle Art des Kapitalismus und diesen überhaupt. Der Arbeiter-Abstinenten-Bund steht auf dem Boden des Klassenkampfes. Die Arbeiter-Abstinenten wollen nicht zufrieden sein mit der heutigen Gesellschaftsordnung. Und je mehr Arbeiter Abstinente werden, um so mehr erkennen sie, wie unzufrieden sie mit den jetzigen Verhältnissen sein müssen. Die Arbeiter sollen Abstinente werden, nicht um zufrieden zu sein, sondern um kritischer zu werden, um mehr Zeit für die Interessen der Arbeiterbewegung zu gewinnen. Wer Abstinente ist, schlägt nicht soviel Zeit, Geld und gute Gedanken am Biertisch tot. Er kann sich mehr mit der Bewegung befassen; er hat mehr Zeit zum Lesen und ist auch viel disziplinierter hierzu. Er wird seine Lage zu jeder Zeit viel klarer erkennen als ein Mäßiger, der, wenn es ihm schlecht geht, seine Gedanken und mit diesen die viel gepriesene Mäßigkeit in Bier ertränkt.

Die geistige Klarheit ist die einzige und edelste Waffe, die der Arbeiter im Kampfe gegen seine Ausbeuter anwenden kann. Deshalb soll er auch nicht so leichtsinnig mit dieser Waffe umgehen, indem er trinkt. Müssen wir denn das Biertrinken jedem nachmachen? Der Arbeiter sollte dem Unternehmer zeigen, daß er die Vernünftiger ist, indem er abstinent lebt. Welche mächtige Waffe hat der abstinente Arbeiter gegenüber seinem trinkenden Unternehmer in der Hand. Doch wer trinkt, rangiert sich dadurch selbst auf die Stufe des trinkenden Unternehmers, er ist in dieser Beziehung kein Haar besser. Wir wollen aber besser sein, haben wir doch auch edlere Ziele als das Kapitalistentum. Darum versucht es einmal mit der Enthaltensamkeit und werdet abstinente Arbeiter. Die Abstinenz ist ein wichtiges Mittel zur Verwirklichung des Sozialismus. Den Unternehmern, den Kapitalisten wollen wir ihren Alkohol gönnen. Sie sollen sauten, soviel sie wollen. Um so mächtiger wird eine abstinente Arbeiterschaft diesem Unternehmertum gegenüber stehen. C. W.

### Briefkasten der Redaktion.

J. W., W. Leider nicht verwendbar. — E. L., M. Wegen Raumangel eine Woche zurückgestellt. Gegengruß! — O. H., E. Erscheint sobald als möglich.

## Allgemeines.

leit für die  
gemeinsamen Interessen aller Sparten des Berufs.

### Das graphische Gewerbe in Amerika.

V.

Bis zum Streik vom Jahre 1906 war es für den Ausländer, der in Amerika einwanderte, schwer, in unsere Berufsverbände zu kommen.

Die Antipathie gegen die Fremden war sehr groß und sie ist es noch, wenn es auch heute nicht mehr so schwer fällt, die Mitgliedschaft im Verband zu erwerben.

Es waren zwei Mittel, mit denen man sich die Einwanderer vom Halse hielt: *Das Eintrittsgeld* und die *»geschlossenen Shops«*. Unter jenem letzteren sind, wie schon erwähnt, Geschäfte zu verstehen, die nur Verbandsmitglieder beschäftigen dürfen. Sie lassen sich als Kampfmittel gegen die Fremden sehr gut benutzen, weil Arbeitskräfte nur durch den Arbeitsnachweis der Organisation bezogen werden dürfen und eine Einstellung der Unorganisierten deshalb nicht erfolgen kann. Wenn es denen nicht gelingt, in ein offenes Geschäft hineinzukommen, sind sie gezwungen, irgend eine andere, berufs-fremde Arbeit zu ergreifen.

Dabei konnte den Organisationen noch gar nicht einmal gesagt werden, daß sie nicht »korrekt« handelten. Ihr Tun schien vielmehr berechtigt zu sein. Da die Zugehörigkeit zur Organisation einen verhältnismäßig hohen Lohn garantierte, denn organisiert sein war gleichbedeutend mit Arbeit finden, so stellten sich die Verbände auf den Standpunkt, daß sie nur solche Leute aufnehmen könnten, die imstande seien, den Union-Lohn zu verdienen, weshalb sie auch minderwertige Ausgelernte (siehe vor. Artikel) nicht aufnehmen.

Es wurde deshalb auch einem Fremden nicht gesagt: »Wir nehmen Dich nicht auf, sondern es wurde ihm erklärt: »Jawohl, wir nehmen Dich gerne, aber Du mußt uns erst den Nachweis bringen, daß Du ein tüchtiger Arbeiter bist. Suche Dir erst Arbeit und zeige, was Du kannst.« Der Kollege ging, um sich Arbeit zu suchen, aber er kam überall vor verschlossene Türen, denn die Prinzipale schickten ihn zur Organisation, weil sie keine Unorganisierten einstellen durften. Er konnte daher den Nachweis, daß er eine brauchbare Kraft sei, nicht erbringen, und er pendelte zwischen den Geschäften und der Organisation hin und her, bis er die Geschichte satt hatte oder ihm die paar letzten Groschen ausgegangen waren und er sich seitwärts in die Büsche schlagen mußte. Die Organisierten waren dann einen Konkurrenten los. In einem bestimmten Falle wandte sich der Betreffende, der sich nicht beruhigen wollte, an unseren Hauptvorstand und es hat mehrfache Briefe bedurft, ehe er als guter Arbeiter und guter »Union-Mann« legiti-miert war.

Solch ein Abschlußsystem geht natürlich nicht auf die Dauer. Nur selten dürfte ein Einwanderer zurückgegangen sein, weil er in seinem Berufe keine Arbeit fand. Er hat in der Regel eine andere Arbeit ergriffen und auf die Gelegenheit gewartet, in seinem erlernten Berufe unterzukommen. Diese Gelegenheit bot der Streik von 1906. Jetzt waren die Geschäfte offen und nun tauchten plötzlich die Steindruck- und Lithographen aller Nationalitäten auf, die zum Teil schon lange in Amerika waren, aber dem Berufe ferngehalten worden waren. Dieser Umstand hat nicht wenig dazu beigetragen, daß der Streik, der etwa ein Jahr dauerte, verloren war, ehe drei Monate aus waren. Nun begannen auch die Organisationen einzusehen, daß sie einen großen Fehler gemacht hatten und sie öffneten ihre Verbände auch den Streikbrechern, die jedoch so verbittert waren, daß sie nun von der Organisation, die sie früher immer zurückgewiesen und so in die schiefe Lage gedrängt hatte, nichts wissen wollten. Deshalb der völlige Verlust des Streiks und der Zusammenbruch der Organisationen, an deren Wiederaufbau heute noch mühselig gearbeitet wird.

Auch jetzt wird noch daran festgehalten, daß der sich zur Aufnahme Meldende den Befähigungsnachweis erbringt. Jeder muß erst zwei Wochen arbeiten; empfiehlt ihn dann der Vertrauensmann nicht, dann wird er nicht in die Organisation aufgenommen. Glaubt ihn aber der Vertrauensmann empfehlen zu können, dann müssen zwei der Mitarbeiter sich finden, die sich dafür schriftlich verbürgen, daß der Angemeldete leistungsfähig ist. Diese Bürgschaft übergibt der Vertrauensmann der Organisation, die nun den Kollegen instruiert über seine Pflichten als Mitglied und ihn vereidigt. Erst nach abgelegtem Eid gilt er als aufgenommen und nun wird ihm auch das Lösungswort mitgeteilt, das ihm die Türen der Versammlungslökalen öffnet. Ohne Kenntnis des Lösungswortes kommt kein Mensch in die Versammlungen. Es wird alljährlich gewechselt und streng darauf gesehen, daß es geheim bleibt. Wir trafen viele Kollegen, die über die ganze Geheimniskrämerei spöttelten, aber gesagt hat uns das Lösungswort keiner.

Das Eintrittsgeld wirkt abstoßend durch seine Höhe.

Die Lithographen machen keinen Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen. Sie erheben auch ein verhältnismäßig niedriges Eintrittsgeld. Es ist gleichmäßig hoch im ganzen Organisationsgebiet und beträgt 3 Dollar.

Anders ist es bei den Steindruckern. Dort schwankt das Eintrittsgeld nach dem Ort und dem Alter, auch wird der Fremde ganz anders als der Einheimische behandelt. In Chicago gibt es z. B. folgende Abstufungen: Einheimische bis zu 30 Jahren zahlen 10 Dollar; sind sie älter, aber nicht über 35 Jahre, dann müssen sie 15 Dollar zahlen; bei Kollegen zwischen

35 und 40 Jahren steigt es auf 20 und bei solchen zwischen 40 und 45 Jahren auf 25 Dollar. Ist der Kollege noch älter, dann entscheidet ein Komitee über die Höhe des Eintrittsgelds; es kann gesteigert werden bis zu 50 Dollar. In New York ist der niedrigste Satz 7 1/2 Dollar; 25 Dollar sind hier die Höchstgrenze. Das Statut läßt — so ist es in Amerika allgemein üblich — den Mitgliedschaften innerhalb bestimmter Grenzen vollständig freie Hand, wobei noch eigentümlich ist, daß ein Mitglied, welches in einer Stadt mit niedrigen Eintrittsgeldern aufgenommen wird, nachzahlen muß, wenn es später einmal in eine Stadt kommt, die höhere Sätze hat.

Das Eintrittsgeld der Fremden wird ebenfalls durch das erwähnte Komitee festgesetzt. Es beträgt mindestens 25 Dollar und kann gesteigert werden bis zu 50 Dollar. Natürlich sind gerade für den Einwanderer, der noch mit europäischem Geld rechnet, diese Sätze sehr hoch, in sehr vielen Fällen verschlingen sie sicherlich den letzten Zehrpennig, denn so mancher Lithograph und Steindruckler wird beim Verkauf seiner Wohnungseinrichtung in Europa nicht viel mehr als 50 Dollar erhalten haben. Deshalb wirken diese Eintrittsgelder auch heute noch abschreckend. Dabei spielt keine Rolle, ob der Fremde in dem Lande, aus dem er kam, organisiert war oder nicht.

Zu dem wenigen, was wir über die Organisationen in der Tapetenbranche erfahren konnten, gehört leider auch, daß dort Eintrittsgelder erhoben werden, die die der Steindrucker ganz gehörig in den Schatten stellen. Die *National Print Cutters Association*, der Formstecherverband, verlangt 200 Dollar Eintrittsgeld und die diesjährige Generalversammlung hatte sich sogar mit einem Antrage zu befassen, 500 Dollar zu verlangen. 100 Dollar müssen bei der Aufnahme gezahlt werden, der Rest in monatlichen Raten. Von der *Wall Paper Printers Union*, der Tapetendruckerorganisation, wird berichtet, daß sie ein noch höheres Eintrittsgeld fordert.

Uns ist so etwas unverständlich. Es wird uns erst klar, wenn wir die Einwandererpolitik der amerikanischen Gewerkschaften im allgemeinen betrachten. Ehe wir das tun, wollen wir aber die Aktionen unserer Kollegen bei der Erhöhung der Zölle noch etwas näher ansehen.

**Druckfehler-Berichtigung.** In der letzten Nummer hat der Druckfehlerteufel uns hartnäckig von einer Offset-Pressen reden lassen. Natürlich war eine *Offset-Pressen* gemeint.

## Der Lithograph.

Zeitung für die Interessen der Lithographen, Kartographen, graphischen Zeichner und Maler.  
Redigiert von Fr. Schnetter, Hannover.

### Die Lithographie als Kunstgewerbe.

War die Lithographie früher wahres Kunstgewerbe? In den ersten Jahren ihres Entstehens war die Lithographie eine Kunst, Noten, Handschriften usw. zu vervielfältigen. Damals war die Lithographie fast ausschließlich noch Selbstzweck, d. h. das Original war auch zugleich Druckwerk oder umgekehrt. Dieses erste Stadium der Entwicklung ist uns allen geläufig. Diese Betrachtung setzte daher gleich dort ein, als die Lithographie begann, sich als selbständiges Gewerbe zu entwickeln und auszubreiten.

Im Wirtschaftsleben war damals die Umgestaltung des reinen Handwerksbetriebs zum Gewerbebetrieb eben im Werden begriffen, als es lithographische Handwerker, vom Glück und etwas Mammon begünstigt, unternahmen, die Lithographie rationell und forciert zu betreiben. Es entstanden da und dort Lithographiegeschäfte im Gewerbebetrieb, die vorerst auf Handpressen allerlei Schwarzdruck anfertigten. Diese Druckerzeugnisse trugen nicht mehr rein künstlerisch-ästhetischen Charakter, sie waren mehr praktisch-geläufiger Art. Einige Jahre später erhielten sie durch Hand- oder Schablonenkolorit „lebendige Frische“. Es hatte also durch den rationalen Gewerbebetrieb schon die Kunst etwas nachgelassen.

In diesem Entwicklungsstadium der Lithographie mag wohl der eine oder andere Budenbesitzer auf

den sowohl sehr praktischen, als auch in repräsentativer Hinsicht sehr vorteilhaften Einfall gekommen sein, sein Miniatur-Etablissement „lithographische Kunstanstalt“ zu benennen. Das war sicher eine klangvollere Bezeichnung als das nüchterne Wort „Druckerei“. Sehen wir aber von der äußerlichen Dürftigkeit dieser Anstalten ab, und wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf die Betätigungsweise des Lithographenindividuum, so finden wir, daß in bezug auf Selbständigkeit und Entfaltung der einzelnen Persönlichkeit ein großer Spielraum gegeben war. Diese Arbeitsweise überragte weit die heutige schablonenmäßige Fabrikationsmethode; ihre Resultate waren darum auch weit besser. Auch braucht erst kaum besonders betont zu werden, daß damals sehr viel auf zeichnerisches Talent bei den Lithographen gehalten wurde und daß man die Lehrlinge sehr eingehend und auch recht vielseitig ausbildete. Das lag alles in der Tradition des ehrbaren guten Handwerks begründet. Die sonstigen Zunftgebräuche hatten auf die Lithographie keinen großen Einfluß; ihr Verschwinden kündigte schon die moderne Zeit an. Außerdem lag es ja noch ganz im Interesse des Prinzipals selbst, daß der Lehrling tüchtig wurde; denn mit minderwertigen Kräften konnte er damals absolut nichts beginnen. Jetzt ist das auch anders, — zum Glück könnte man sagen —; denn im Gegensatz zu früher kommt heute die unverschuldete Schwäche im Beruf viel häufiger vor, sie ist ein Zeichen der überhasteten Produktionsweise. Die minder zeichnerisch und künstlerisch befähigten Lithographen finden heute infolge der weitgehenden Arbeitsteilung und der veränderten Arbeitsaufgaben ebenfalls ihre praktische Verwendung. Aber es fragt sich nur, wie viele solcher Schwächen im Beruf vorhanden sind, und wie weit sich der Unternehmer ein Ueberangebot von diesen zur Herabsetzung der Löhne nutzbar machen kann. Ein Zuviel von diesen Schwächen wirkt selbstverständlich auf die besseren und besten Kräfte nachteilig. Und dann — ve helfen nicht viele schwache Kräfte die ohnehin nicht mehr echten Berufsaufgaben noch künstlerisch tiefer drücken?

Die Arbeit der damaligen Lithographen war durchgängig individueller, künstlerischer. Das kam in der Art und Weise der Originalanfertigung und Ausführung zum Ausdruck. Freilich war damals die Kunstanschauung der Allgemeinheit wie auch die unserer Berufskreise noch weit ab vom Wege heutiger Naturerkenntnis und wahrer Kunst. Doch das sei hier unberührt. Aber es lag doch viel Frohes und Freudiges in dieser Arbeitstätigkeit, die selbstsicher und eigen war, weil der Ausübende recht und ehrlich mitfühlen konnte. Der Lithograph war auch Originalanfertiger und nicht nur ausschließlich Nachschaffer, deshalb liebte er seinen Beruf und war stolz auf seine Arbeit. Das ist heute viel weniger der Fall! Wegen der vielen Schundartikel, die wir heute anfertigen müssen, wegen der meist rein schablonenhaften Arbeitsart und der geringen Bezahlung hat unser Gewerbe als Kunstgewerbe lange nicht mehr die Bedeutung wie ehemals. Die Lithographie ist ein profitgebendes Gewerbe geworden, wie jedes andere auch. Wir haben kein großes Interesse mehr an den meisten unserer Arbeiten, weil es ja nicht von uns allein abhängt, ob das Endresultat gut oder schlecht wird! Oft sind sie unserm künstlerischen und zuweilen auch unserm moralischen Empfinden direkt zuwider. Kurz und gut, wir entbehren heute meist jedes Gefühl der vollen Arbeitsfreudigkeit und des inneren Anteilnehmens an dem Herstellungsprozeß, wie es die früheren Lithographen im allgemeinen besaßen. Dazu wird heute noch vielen Lithographen in der Zeit des Lehrverhältnisses von seiten „energischer“ Aufpasser, pardon „Vertreter der Prinzipale“, in sehr verständnisvoller Weise Berufs- und andere Bildung zu Gemüte geführt, die alles andere als gutes, moralisches und künstlerisches in sich schließt. Auch sind vielleicht viele Lithographen ohne Talent und ohne Vorprüfung in unserm Gewerbe tätig. Diese Leute haben ihren Beruf verfehlt, sie könnten am richtigen Platze viel besseres leisten.

Die gewaltig veränderte Produktionsweise, die weitestgehende Ausnutzung der Arbeitskraft, die hohe Steigerung des Arbeitsquantums, das alles hat in der Lithographie sicher nicht dazu beigetragen, die Arbeitsfreudigkeit des Arbeiters zu erhöhen. Ob man wohl dem Lithographen der früheren Zeit auch die Stundenzahl der in Angriff zu nehmenden Arbeit vorgeschrieben hat?

Nach allen diesen veränderten Verhältnissen ist es also klar, daß die Frage: Ist die Lithographie noch wahres Kunstgewerbe? wohl kaum mehr in bejahendem Sinne beantwortet werden kann. Die Bezeichnung „Lithograph“ (Steinzeichner) hat für uns „Farbenschuster“ wohl nicht mehr die volle Berechtigung wie dazumal. Ebenso wird eine Berechtigung zur Führung des Titels „Kunstanstalt“ bei den meisten lithographischen Anstalten nicht mehr ganz zutreffend sein. Ein sachverständiges Urteil darüber sei jedoch gesetzkundigeren Fachleuten oder Juristen überlassen. Aber jedenfalls wäre eine genaue Untersuchung von Sachverständigen nicht uninteressant. Es würden dann recht überraschende Enthüllungen nicht ausbleiben. So z. B. würde ein geehrtes Kunden- und Laienpublikum die höchst verblüffende Wahrnehmung machen, daß manches „Kunstinstitut“ nur auf dem Firmenschild oder Briefbogen existiert und daß sich die Vorgespiegelung falscher Tatsachen eben auch im

graphischen Gewerbe sehr eingebürgert hat. Uebrigens ist der Unterschied zwischen mancher „Bruchbude“ und einem Kunstinstitut doch zu sehr in die Augen springend, als daß selbst ein Laie es übersähe! —

Daß bereits eine bessere künstlerische Auffassung in unserer Gehilfenschaft Boden zu fassen beginnt, das beweisen unsere so zahlreich beschiedenen Wettbewerbe mit den durchaus zufriedenstellenden Gesamteindrücken. Helfen die Unternehmer, dem allgemeinen Fortschrittsdrange, nicht dem eigenen Triebe folgend, diesen künstlerischen Geist unterstützen, dann wird auch unser Denken und Fühlen wieder mehr in Einklang mit unserer Werkstätigkeit gelangen. A. H.

### Traurige Mißstände im kartographischen Kupferstichgewerbe.

Es wird der Öffentlichkeit wohl nichts schaden, wenn dem einen oder andern genaueres über die Verhältnisse auf dem Gebiete des kartographischen Kupferstiches bekannt wird.

Der Kupferstecher hat eine Lehrzeit von vier Jahren durchzumachen. Nun ist dies wohl an und für sich nichts bemerkenswertes. Es existieren aber Institute, die bei Abschluß eines Lehrvertrages den Vater oder Versorger des einzustellenden Lehrlings vertraglich verpflichten, daß der Lehrling nach Ablauf seiner vierjährigen Lehrzeit noch weitere vier Jahre im Geschäft zu verbleiben hat, andernfalls eine Strafe in der Höhe von 1000 bis 1500 Mk. zu zahlen ist.

Ist das nicht der größte Blödsinn, der je existiert hat?

Was weiß wohl solcher Lehrling, was für Nachteile ihm ein derartiger Vertrag bringt! Der Vater oder Versorger ist ja in der Regel durch die glänzenden Versprechungen, die seinem Zögling für die Zukunft gemacht werden, sehr zufrieden gestellt. Die weitere Vertragszeit von vier Jahren nach Abschluß der Lehrzeit erscheint ihm sogar als eine große Vergünstigung. O, welche Torheit!

In diesen vier Jahren nach der Beendigung seiner Lehrzeit muß der angehende Gehilfe mit dem Lohn zufrieden sein, der ihm gegeben wird. Jetzt erst merkt er, daß ihm bei Eintritt in die Lehre eine Falle gestellt worden ist! —

Ein festes Gehalt ist in keinem Institute üblich. Ist der eine oder andre Gehilfe bei dem Herrn Chef oder Abteilungsvorsteher beliebt, nun — so hat er halt ein besseres Einkommen als der, der sich eben in entgegengesetzter Lage befindet, und mag dieser, was sehr häufig der Fall ist, in seinen Leistungen gegenüber ihm, dem Günstling, bei weitem voraus sein.

Es besteht in keinem Institute ein bestimmter Lohnsatz. Es ist daher sicher sehr angebracht, einmal die Meinung mehrerer Stecher darüber hier vorzutragen.

Wir glauben nicht zu hoch gegriffen zu haben, wenn wir für einen Stecher nach beendigter Lehrzeit ein monatliches Gehalt von 100 bis 110 Mk. beanspruchen. Desgleichen müßte ihm jährlich eine Zulage bewilligt werden. Der Monatslohn hätte von Jahr zu Jahr mindestens um 10 Mk. zu steigen. Diese Steigerung hätte sich zehn Jahre lang fortzusetzen. Nach Ablauf dieser zehn Jahre hätte sich der Monatslohn von drei zu drei Jahren um 10 Mk. zu erhöhen. Dies ist, nach unserm Ermessen, nicht zu viel verlangt! Die Akkordarbeit ist nach Möglichkeit einzuschränken. Für diese wäre eine tarifmäßige Bezahlung sehr am Platze; diese ließe sich ja bei den genauen Abschätzungen der einzelnen Teile des Stiches von seiten der Herren Chefs sehr gut bewerkstelligen. Für Ueberstunden käme ein Zuschlag von 20 bis 25 Prozent in Betracht.

Weil in keinem Institute ein fester Lohnsatz besteht, darum steht das Unterbieten bei Uebernahme von Aufträgen sehr in Blüte. Die Geschäfte, die billigere Arbeitskräfte haben, veranschlagen auch die Arbeiten billiger. Darunter hat auch die Gehilfenschaft sehr zu leiden. Ist es nicht traurig, daß Institute, die noch auf das Wohl ihrer Arbeiter bedacht sind, nichts mehr auszurichten vermögen! Immer und immer wieder steht solch elender Schatten hinter ihnen, ein Schatten, der die ganzen edlen Anschauungen solcher Chefs zu nichte macht und den Kupferstich immer mehr ins Elend bringt.

Es existieren im ganzen Deutschen Reich höchstens 110 Stecher (außer den staatlich angestellten), und ist es da nicht eine Schande, daß unter den paar Leuten kein Einvernehmen herrscht?

Ist es nicht schmachvoll, wenn ein Geschäft sechs bis acht Lehrlinge ausbildet und dabei höchstens sechs bis zehn Stecher beschäftigt? Traurig genug, daß sich die Herren Gehilfen nicht von selbst veranlaßt sehen, derartigen Lehrlingszüchtereien energisch entgegenzutreten!

Na, kommt Zeit, kommt Rat! Das Abhilfe geschafft werden muß, ist sicher! Darum, werte Kollegen, fordern wir euch auf, eure Meinung über dieses zu äußern! Die Graphische Presse wird jederzeit bereit sein, eure Meinung zu veröffentlichen. Es muß ein geregelter Lohn erzielt und eine bestimmte Lehrlingskala aufgestellt werden. Es wird jedem Stecher zum Vorteil gereichen, zu wissen, was er für einen Gehalt zu fordern hat. Unsere Berufsverhältnisse so zu regeln, wird wahrlich keinem schwer fallen. Dann — nur dann erst kommen für

uns auch bessere Zeiten, zum mindesten solche, die dem Leben angepaßt sind. Andernfalls steht uns eine traurige Zukunft bevor!

Wir hoffen, daß uns auf diese Anregungen von seiten der Herren Kollegen Antworten zu teil werden!  
*Einige für alle!*

## Der Steindrucker.

Teil für die Interessen der Stein-, Zink-, Aluminium- und Notendrucker.

### Organisiert — Unorganisiert.

II.

Ich war immer noch nicht organisiert, als ich wieder zum Wanderstab griff und den Staub, oder vielmehr den Schnee der Stadt von meinen Füßen schüttelte. Württemberg durchwanderte ich und Bayern. Nirgends Arbeit! Ich betrat österreichisches Gebiet und kam nach R. In dieser Stadt gab es drei Druckereien: zwei kleinere, eine größere. Zuerst ging ich in die kleinere. Arbeit gab es nicht. Dann suchte ich die größere auf. Vom Kontor, wohin ich mich wandte, schickte man mich ins Druckereilokal. Als ich dort eintrat und mein Anliegen bei dem Drucker, der gleich vorn an der Tür stand, vorbrachte, reichte er mir die Hand, hieß mich willkommen und sagte, ich sollte nur ein wenig warten, der Faktor sei gerade hinausgegangen. Es könne schon sein, daß er mich einstelle, denn eine Presse sei frei.

Nachdem ich diesen Bescheid erhalten hatte, sah ich mich ein wenig um, und da bemerkte ich, daß der nächste Drucker mir die Hand entgegenstreckte, in die ich natürlich einschlug. In derselben kollegialen Weise kamen mir alle anderen entgegen.

Kurze Zeit darauf erschien der Faktor, dem ich mich vorstellte. Er ließ einen prüfenden Blick über mich gleiten, nahm mir meine Papiere ab, die ich in der Hand hielt, sah hinein und sagte darauf, ich könne sofort anfangen und gleich dableiben, wenn ich wolle. Das tat ich auch. Die Kollegen waren mir in allem recht behilflich, so daß ich mit allen mir übertragenen Arbeiten rasch vertraut wurde und in ganz kurzer Zeit mich ganz heimisch fühlte. Von der Druckerei, in der ich vorher war, kann ich das nicht sagen. Dort blieb ich ein Fremder, von dem man keine weitere Notiz nahm. Als ich dort fortging, bot mir nicht einer die Hand zum Abschied, noch viel weniger dachte einer daran, sich für den von mir gezahlten Einstand zu revanchieren. Siebzehn Mark haben sie mir abgenommen, aber nicht eine Zigarre hatten sie für mich übrig. Nun, ich grille ihnen deshalb nicht; ich kann sie nur bemitleiden.

Ich mochte ungefähr zwei Wochen im Geschäft sein, als eines Abends beim Nachhausegehen ein Kollege sich mir anschloß, der, wie er sagte, mit mir etwas besprechen wolle. Ich kam ihm gleich zuvor und bemerkte, daß es wohl wegen des Einstands sei. »Einstand? Einstand!« sagte er, »davon ist keine Rede. Das gibt es bei uns gar nicht. Ich will Sie nur fragen, ob Sie nicht in unseren Verband eintreten wollen? Wir alle im Geschäft sind organisiert.« Natürlich schloß ich mich nicht aus!

Zwei Jahre blieb ich in diesem Geschäft, und nur der Umstand, daß ich zum Militär einrücken mußte, löste das Arbeitsverhältnis und führte mich wieder nach Deutschland zurück. Während dieser Zeit habe ich nie wahrgenommen, daß es unter den Kollegen Zank und Streit gegeben hätte. Wahre, echte und uneigennütige Kollegialität war vorherrschend. Auch das Verhältnis zwischen Arbeitern und Prinzipal war ein ganz anderes, als ich es später in mancher anderen Druckerei angetroffen habe. Betrat der Prinzipal die Druckerei, so grüßte er stets, wenn er zu einem Arbeiter an die Presse oder Maschine herantrat und dessen Arbeit besichtigte. Sein Benehmen war stets taktvoll und vertrauenswürdig. Und die Arbeiter lohnten es ihm durch Pünktlichkeit, Ordnung und Fleiß in dieser Druckerei waren alle jene Grundbedingungen vorhanden, die ein gedeihliches Arbeiten ermöglichen und die Arbeitslust nicht einschlafen lassen. Die Behandlung war anständig, die Bezahlung ebenfalls. Kein unschönes Wort fiel von seiten des Faktors oder gar des Prinzipals. Die Einmütigkeit, die unter den Kollegen anzutreffen war, war unzweifelhaft respektvoll und zwang Prinzipal und Faktor zur Rücksichtnahme. Man kann nicht leugnen, daß die Organisation wesentlichen Einfluß auf die Herbeiführung dieses Zustandes hatte.

Durch die Organisation wird jener unselige Geist der Knechtseligkeit und Unterwürfigkeit, wie er bei den unorganisierten Arbeitern nur zu oft anzutreffen ist, beseitigt. Nicht als untergeordnetes Glied steht der Arbeiter dem Unternehmer gegenüber, sondern als gleichberechtigter Faktor. Der Unternehmer braucht mich und ich brauche ihn, wenigstens in der bestehenden Geschäftsform. Das schafft eine Art von Gleichberechtigung. Leider ist das von vielen Arbeitern noch nicht so recht zum Bewußtsein gekommen. Eigentlich liegen die Verhältnisse noch ganz anders: Der Unternehmer braucht mich nötiger als ich ihn. Ich kann jederzeit den Beruf verlassen und etwas anderes beginnen, ohne allzuviel dabei zu verlieren. Nicht so der Unternehmer. Dieser kann nicht an Stelle der Lithographen und

Drucker Steinklopfer, Straßenkehrer und Holzspalter einstellen. Er ist, wenn er seinen Betrieb aufrecht erhalten will, auf gelernte und gut geschulte Arbeiter seiner Branche angewiesen. Wenn das der Unternehmer heute noch nicht einsehen wollen, so liegt das nur daran, weil noch nicht alle Arbeiter organisiert sind und sich immer wieder Elemente finden, die den Arbeitern in den Rücken fallen und ihnen den Kampf um Anerkennung ihrer Rechte erschweren.

Sind die Unternehmer den Organisationen der Arbeiter feindlich gesinnt, so beweist das nur, daß wir uns auf dem rechten Wege befinden. Die organisierten Arbeiter, das wissen jene Kreise ganz gut, lassen sich beim Wechsel der wirtschaftlichen Konjunktur nicht so ohne weiteres als Spielball zu Experimenten gebrauchen wie die unorganisierten Arbeiter, sondern sie wollen, daß ihre Stimme ebenfalls gehört werde, und es ist ihnen sehr wohl möglich, dies mit Nachdruck zu fordern: Die Organisation steht ja hinter ihnen. Andererseits trägt aber auch die Organisation unter die Arbeiter Aufklärung und Belehrung, die auf anderem Wege ihnen gar nicht zugänglich wäre. Sie deckt das große Unrecht auf, das in der kapitalistischen Produktionsform enthalten ist, bei welcher der reiche Müßiggänger in Saus und Braus lebt und der fleißig Schaffende das Nötigste zum Lebensunterhalt kaum erwirbt, kann.

Diesen unheilvollen Zustand zu beseitigen ist die Aufgabe der Arbeiter. Nur sie allein haben unter diesem Zustand am allerempfindlichsten zu leiden und darum das meiste Interesse an der Herbeiführung anderer gesellschaftlicher Einrichtungen, aufgebaut auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Das alles hat mir die Organisation gelehrt und gezeigt.  
E.

## Die photomech. Fächer.

Teil für die Interessen der Chemigraphen, Reproduktionsphotographen, Lichtdrucker, Kupferstecher u. -Drucker.

### Die Tarifverhandlungen der Lichtdrucker,

die am 20. und 21. November in Berlin stattfanden, wurden bis zum Januar 1910 vertagt, da eine Einigung vorläufig nicht zu erzielen war. Die neuen Verhandlungen werden wiederum in Berlin stattfinden. Als Vorsitzende mit gleichen Rechten werden von Prinzipalseite Herr Stern, von Gehilfenseite Kollege Trapp fungieren, also der Prinzipals und der Gehilfenvorsitzende des Kreises I der Tarifgemeinschaft. Der bestehende Tarif, der Ende dieses Jahres ablaufen sollte, wurde bis zum 31. Januar 1910 verlängert.

### Brief aus Bautzen.

Ein ähnlicher Kunsttempel wie in dem Städtchen Thorn (siehe »Graph. Presse« No. 41 und 44, Lithographenteil) besteht auch in Bautzen. Wir fühlen uns verpflichtet, die Kollegen mit ihm bekannt zu machen, um sie vor Schaden zu bewahren. Es handelt sich um die chemigraphische Kunstanstalt von E. W. Wadenbach. Die Firma zeichnet sich hauptsächlich durch die unpünktliche Lohnzahlung aus. Sonnabends kommt es nicht selten vor, daß der Chef kurz vor Feierabend verschwindet, natürlich nur wegen des chronischen Geldmangels, der in der Firma herrscht. An solchen Zahltagen geht man nun mit leeren Taschen oder mit einer Abschlagssumme von 5—10 Mk. nach Hause. Ja sogar 2 Mk. wurden einem verheirateten Gehilfen als Abschlag schon angeboten, was er natürlich zurückwies. Geht man nun dem Herrn Chef etwas energisch zu Leibe und verlangt die sofortige Auszahlung des Lohnes, so stellt er sich mit den Worten: »Meine Herren, Sie können mich auf den Kopf stellen, es fällt kein Pfennig heraus! auf den Standpunkt, daß man dort, wo nichts ist, auch nichts holen kann. Wir hielten es daher für geraten, zu kündigen und das Eldorado zu verlassen. Unsere Pflicht ist es nun, jeden Kollegen, der es gerne sieht, an Zahltagen seinen vollständigen Lohn zu bekommen, vor einem Engagements in der Firma zu warnen. Was anderes ist es, wenn jemand finanziell so gut gestellt ist, daß er nach und nach durch rückständige Löhne Teilhaber der Firma werden will. Wir wünschen ihm viel Glück dazu!«

### Aus den Sektionen.

Berlin (Chemigr.). In der Monatsversammlung vom 4. November berichtete der Arbeitsvermittler, daß z. Zt. 39 arbeitslose Kollegen gemeldet sind. Sodann wurden an Stelle der abgereisten Kollegen Adlerstein und C. Becker zum ordentlichen Tarifamtsmitglied Kollege Kuluschinski und zum Tarifschiedsgericht Kollege W. Meinert gewählt. Zur Bewegung in der Firma Huch teilte der Vorsitzende mit, daß sämtliche Plätze durch Vermittlung der tarifuntreuen Firma Baudoin besetzt wurden. Hervorgehoben wurde die Arbeitsvermittlung des Tarifamtes, bei dem

aus vielen Städten Deutschlands Angebote einliefen. Leider scheiterten diese Vermittlungen an der Lohnhöhe oder an dem Umstande, daß viele Gemäßigtere verheiratet waren. In der Diskussion wurde das Austreten kleinerer Firmen aus der Tarifgemeinschaft erörtert und bedauert, daß die Arbeitsgelegenheit der organisierten Kollegen immer schlechter wird. Der Wunsch wurde geäußert, daß das Tarifamt erwägen möge, ob nicht der Kampf gegen die Schleuderkonkurrenz durch die mit Druckereibetrieb verbundenen Bundesfirmen insofern möglich wäre, daß sie das Drucken der Klischees aus tarifuntreuen Firmen ablehnen. Daß sich die Situation verschärft, beweist die starke Inanspruchnahme des Tarifschiedsgerichts seit Abschluß unseres neuen Tarifvertrages. Der Schiedsgerichtsvorsitzende gab einige Fälle bekannt und ersuchte gleichzeitig die Kollegen im Klageverfahren ihm wahrheitsgemäße Angaben zu machen. Bemängelt wurde die Abwesenheit des Kreisvertreters sowie des Stellvertreters in den Monatsversammlungen.

## Die Tapetenbranche.

Teil für die Interessen der Formstecher, Tapeten-, Linoleum-, Wachstuch-, Zeug- und Seidendrucker. Arbeitsnachweisleiter: C. Schubart, Berlin N. 20, Badstraße 26.

### Der Tapetentrust.

Unter dieser Ueberschrift bringt das »Berliner Tageblatt« vom 2. November eine Besprechung des zweiten Geschäftsberichtes der »Tapetenindustrie-Akt.-Ges.« kurz »Tiag« genannt, für das Geschäftsjahr 1908—09. Zunächst wird das verfllossene Jahr als ein für die Tapetenindustrie durchaus schlechtes bezeichnet. Die Verwaltung der Tiag gibt als Grund hierfür an, daß es seit 12 Jahren zum erstenmal nicht möglich war, zwischen den Tapetenfabriken eine Einigung über Verkaufspreise und Konditionen zu erzielen und daß sich dadurch die Fabriken gegenseitig durch niedrige Preise und Rabatte zu unterbieten suchten. Die Verwaltung teilt dann eingehend mit, daß zu Anfang des neuen Geschäftsjahres eine Einigung zwischen den meisten deutschen Tapetenfabriken zustande gekommen sei, indem von der »Tiag« mit dem »Verein deutscher Tapetenfabrikanten« ein Kartellvertrag zum Schutze der Verkaufspreise und Konditionen geschlossen wurde. Infolgedessen seien jetzt schon recht belangreiche Aufträge zu den verbesserten Verkaufsbedingungen zu verzeichnen, so daß die Hoffnung nicht abzusehen ist, daß der Abschluß des nächsten Geschäftsjahres besser sein werde. Wegen des stillen Baugeschäftes und der schlechten allgemeinen Geschäftslage sei aber auf eine baldige erhebliche Belebung des Tapetengeschäftes nicht zu hoffen.

Der Fabrikationsgewinn der Tiag betrug im abgelaufenen Geschäftsjahre 4083833 Mk. gegen 3628055 Mk. in dem nur 8 Monate umfassenden Geschäftsjahre 1907—08. Die Unkosten, die als sehr hoch bezeichnet werden, belaufen sich auf 3631325 Mk. gegen 2119505 Mk. im Vorjahre; für die in der Bilanz recht unklar angegebenen Abschreibungen wurden 111125 Mk. angegeben. Jedem wird von der Verwaltung versichert, daß die Abschreibungen auf allen Konten reichlich bemessen und die Vorräte und Außenstände vorsichtig bewertet worden seien. Das Gewinn- und Verlustkonto schließt mit einem ungedeckten Verlustsaldo von 492804 Mk. bei einem Aktienkapital von 16 Millionen Mark. In Wirklichkeit ist jedoch der Verlust des Jahres 1908—09 weit größer; er beträgt 858617 Mk. In der Bilanz erscheinen unter anderem: Kasse 24276 Mk. (1907—08: 73896), Wechsel 605337 Mk. (455080), Debitoren 5657760 Mk. (6113265), Das Bankguthaben ist von 196389 Mk. auf 341385 Mk. gestiegen. Die Vorräte an Fertigfabrikaten werden mit 1806969 Mk. (1807349) bewertet, Rohvorräte und Materialien mit 1831489 Mk. (2294933); Grundstücke und Wasserkräfte figurieren mit 2461811 Mk. (2510338), Gebäude mit 4665000 Mk. (4807783). Besonders hervorgehoben ist das Konto für »Walzen und Formen«, das sich von 943533 Mk. auf 1280000 Mk. erhöhte. Patente stehen noch immer mit 30000 Mk. (32900) zu Buche. Die Hypothekenschulden sind von 1143113 Mk. auf 961225 Mk. zurückgegangen, dagegen ist die Bankschuld von 2752666 Mk. auf 4278313 Mk. gestiegen, während andererseits die Akzeptschuld, die am 31. Mai 1908: 296004 Mk. betrug, verschwunden ist und die Kreditoren von 1952495 Mk. auf 1476297 zurückgegangen sind.

Das »Berliner Tageblatt« bemerkt zu dem Geschäftsbericht: »Alles in allem: Die bisherige Entwicklung der »Tiag« verstärkt den Eindruck, daß ziemlich viel Wasser bei der Kapitalisierung des Trusts eingedrungen ist, das erst wieder ausgepreßt werden muß, ehe an eine Rentabilität gedacht werden kann.« Daß das genannte Blatt nur allzurecht mit seiner Schlußbemerkung hat, ist den Arbeitern hauptsächlich denen in den Tiagfabriken, schon seit der Berliner Generalversammlung der »Tiag« bekannt. Denn seit dieser sind die jowalen Herren Fabrikanten eifrig bemüht, ihre Arbeiter auszunutzen. Es wird versucht, Lohnabzüge von 1 Mk. bis 1,50 Mk. vorzunehmen. Hauptsächlich scheinen es die Formstecher den Herren Tiag-

fabrikanten angetan zu haben, indem das Bestreben dahingehet, die Stechereien in ihren Fabriken gänzlich aufzuheben. Anscheinend ist aber manchem dieser Herren der Apfel doch noch etwas zu sauer, um hineinzubeißen. Daher ist zunächst eine Kommission gewählt worden, deren Aufgabe es sein soll, die Rentabilität der Fabrikstechereien zu untersuchen.

Aus allen Vorkommnissen der letzten Zeit muß es den Arbeitern in den Tapetenfabriken mehr denn je zum Bewußtsein kommen, daß sie sich der gewerkschaftlichen Organisation anschließen müssen, wenn sie sich nicht ganz als Zitrone, die sich nach Belieben auspressen läßt, behandeln lassen wollen. Nur von dieser Seite ist ihnen die Gewähr geboten, für sich und die Ihren eine bessere Zukunft zu erkämpfen. S.

## Brief aus Lüneburg.

Zum Streik in der Tapetenfabrik, der schon vor zehn Wochen begonnen hat, ist ferner zu berichten, daß es den Kollegen gelungen war, zwei von den aus Vohwinkel herangezogenen Arbeitswilligen, zur Arbeitsverweigerung zu veranlassen. Natürlich entstand darob in der Firma große Besorgnis, so daß sich Herr Enckhausen mit dem Farbmischer Remling aus Vohwinkel auf den Weg machte nach der Wohnung der beiden Leute, um sie wieder zu holen. Leider ist es ihm auch gelungen, sie nochmals zur Fortsetzung der Arbeit zu überreden. Remling, der in Vohwinkel Meister gewesen sein soll, arbeitet tüchtig mit, damit seine Genossen ja nicht die Flinte ins Korn werfen und davonlaufen. Auch sucht er durch allerlei Ausreden die Streikenden zu verhöhnen. Was für einen Charakter die Leute besitzen, ersieht man daraus, daß die vier nicht mit nach Lüneburg gekommenen Vohwinkler Tapetendrucker als Rausreißer nach Köln gemacht sind.

Die Polizei ist jeden Morgen und Abend zur Stelle, damit den Leuten ja nichts zustoßen kann, und es ist ein ergötliches Bild, wenn sie nach Hause gebracht werden. Das Volksblatt für Lüneburg und Umgegend brachte darüber folgende nette Geschichte, die von der Einwohnerschaft mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommen wurde:

Schulz: Seg mit mal olle Fründ, west du da bi de sogenannten brede Wisch besched? Sied wann ist denn da dat Gefangenus estnah?

Müller: Gefangenus? Mensch du bist woll dull; dat Gefangenus ist doch uf den Graalwoll, dat muß du doch wohl weten.

Schulz: Na, nu seg mi aber mal, jeden Abend wenn ick da noch en betten vor den Bardowicker Tor rumkik, um frische Luft to schnappen, begegnet mi da ein Trupp Menschen, 2 bis 3 Polizisten, in de Mitte 4 bis 5 Mann und hinterher noch dat Publikum, da heb ick mi dacht, dat möt Gefangene sien.

Müller: Dat west du nicht mal, wat de ganze Stadt wet? Dat sind de Arbeitswilligen von de Firma Enckhusen, de da de Streikarbeit fertig makt. Düsse Herren mökt sich in Lüneburg wohl nicht ganz wohl töhlen, oder de Herren von de Polezei willt se ganz besonders beehren, dat se jüm jeden Abend dat Geleit geben dot.

Schulz: Ne so wat, denn will ick mi de Herren hüt Abend mal ordentlich ansehen. So wat heft wie ja in Lüneburg noch garnicht hat.

Müller: Ja, ja, Schulz, de Welt ist in Fortschritt begrepen.

Herr Enckhausen hat es auch noch für nötig gehalten, nach Vohwinkel zu fahren, um die Frauen der Arbeitswilligen zu trösten und die Lage der Streikenden möglichst schwarz zu malen. Es wird gearbeitet von truh 7 bis abends 1/28 Uhr, also recht lange, damit recht viel von der Arbeit Enckhausens fertig gestellt werden kann. Den Arbeitswilligen hat sich noch ein Exemplar zugesellt, nämlich der Handdrucker Franz Meyer, der den Streikposten gegenüber äußerte, es wäre jetzt die beste Zeit für ihn, sonst käme er doch nicht wieder hin. Herr Benthe kann ihn ja wieder heraussetzen, wenn er noch mal so lange auf den Abort bleibt.

Wenn es jetzt des Morgens auch schon recht kalt auf Posten ist und wenn die Arbeitswilligen auch höhnisch lachen, so lassen sich die streikenden Kollegen nichts ankommen und kämpfen ruhig weiter.

## Aus den Sektionen.

**Coswig i. S.** Am 6. November fand unsre Monatsversammlung statt, die sich zunächst mit der Gründung einer Lokalkasse befaßte. Die Vorarbeiten hierzu waren einer Kommission übertragen worden. Die Gründung der Lokalkasse, die am 1. Januar 1910 ins Leben treten soll, wurde beschlossen. Es soll vorläufig eine Monatssteuer von 10 Pf. von jedem Mitglied erhoben werden. Ferner wurde beschlossen, zur Deckung des Bibliotheksbeitrags für das Meißner Gewerkschaftskartell statt 7 1/2 Pf. pro Mitglied und Jahr 10 Pf. von jedem Mitgliede zu erheben; der Uberschuß soll der Lokalkasse überwiesen werden. Weiter wurde angeregt, für die streikenden Schweden eine Sammeliste unter den Kollegen zirkulieren zu lassen. Auch betrafte sich die Versammlung mit der Hemmarbeitsfrage der Formstecher und erklärte sich mit einem kürzlichen in der »Graph. Presse« erschienenen diesbezüglichen Artikel einverstanden. Trotz dem daraus entstehenden Schaden für die

Kollegen leisten auch in der Coswiger Tapetenfabrik die Formstecher Gebrüder Kramp, Gebrüder Gabel und Bock regelmäßig Heimarbeit. Sie stehen der Organisation fern, lesen jedoch die »Graph. Presse«. Leider ist aber der Inhalt bei ihnen auf steinigem Boden gefallen. Einige dieser Leute haben sich sogar so weit verstiegen, ihr angeblich durch organisierte Kollegen verletztes Ehrgefühl beim Kadi reparieren zu lassen. Zuletzt wurde noch auf den Artikel »Das Taxieren der Muster« in No. 45 der »Graph. Presse« eingegangen. Die Kollegen waren auch mit diesem Artikel einverstanden und betonten, daß alle Formstecher, denen ein Taxieren der Muster angeboten würde, es einfach ablehnen sollten.

**Harburg.** In der Monatsversammlung vom 13. November wurden die vielen Offerten, die meistens ohne Auskunftsbeziehung nach hier gemacht werden, scharf kritisiert. Ist es doch geradezu eine Unsitte, speziell jüngerer Kollegen, bei einem eventuellen Stellungswechsel gleich 4 bis 5 Offerten wegzuschicken und schließlich gar keine von den betreffenden Stellen anzunehmen. Allgemeines Interesse erweckten die Mitteilungen über die Orientierungsreise nach Amerika. Bedauert wurde, daß es den betreffenden Kollegen nicht gelungen ist, mit den Organisationen in der Tapetenindustrie Fühlung zu bekommen. Die Organisation der Formstecher treibt echt amerikanische Absperrungspolitik, indem sie von aus Europa zugereisten Kollegen 200 Dollar oder 840 Mk. Eintrittsgeld verlangt. Ohne Organisationszugehörigkeit ist es keinem Formstecher möglich, dort Stellung zu bekommen, da hierüber ein Vertrag mit den Unternehmern besteht.

**Ottensen.** Am 13. d. M. stellte das gesamte Personal der Tapetenfabrik Hansa, Iven & Co., die Arbeit ein, ausgenommen die Formstecher, die sämtlich in Kündigung stehen. Die Gründe, die zur Arbeitsniederlegung veranlaßten, sind folgende: In den ersten Tagen dieses Monats wurde von einem Drucker verlangt, eine Partie, die bisher mit 1,50 Mk. pro 1000 Rollen bezahlt wurde, für 34 Pf. fertigzustellen. Die Drucker beschäftigten sich hiermit in einer Versammlung und waren der Ansicht, wenn es sich auch nach den Angaben des Herrn Iven um eine große Partie handle, daß der Preis von 34 Pf. auf alle Fälle zu niedrig sei. Mit Recht wurde schon damals befürchtet, daß es bei dieser einen Reduzierung nicht bleiben werde. Nur zu bald sollte es uns zur Gewißheit werden, daß allgemeine Reduzierungen geplant wurden. Schon wenige Tage später wurde den Druckern ein neuer Akkordtarif unterbreitet, der Verschlechterungen von 2-6 Mk. die Woche für den einzelnen brachte. Aber nicht allein die Drucker sollten getroffen werden, auch bei anderen Arbeitergruppen wurden Verschlechterungen vorgenommen, so daß mit einem Schlage die ganze Fabrik in Bewegung war. Was in jahrelanger Agitation den Gewerkschaften nicht gelungen war, das hatte Iven in einigen Tagen erreicht nämlich das Geschäft fast bis auf den letzten Mann zu organisieren. Hoffentlich werden die Arbeiter nun endlich eingesehen haben, daß die Harmonieduselei zwecklos ist. Nur zu gut hat Iven gewußt, daß ein großer Teil seiner Arbeiter sich bis jetzt den Bestrebungen der Organisation ferngehalten hat, sonst hätte er wohl nicht gewagt, seinen Arbeitern ein derartiges Anerbieten zu machen. Die Erbitterung über dieses Vorgehen des Herrn Iven war denn auch so groß, daß die Arbeitsniederlegung mit einer seltenen Einmütigkeit erfolgt ist. Zwar hat Herr Iven zur Einquartierung der Arbeitswilligen schnellstens für die nötigen Betten gesorgt, vorläufig sind diese aber noch unbesetzt. Es dürfte auch so leicht keiner ein Verlangen haben nach den Fleischtöpfen des Herrn Iven. Die Behandlung scheint auch nicht die beste zu sein, wenn man schon hört, daß Iven, wenn er seinen Meistern Mitteilung zu machen hat, diese durch einen Pfiff auf dem Finger zusammenruft. Sobald dieser bekannte Pfiff ertönt, dann kommen die Herren Beamten und Meister von allen Seiten gesprungen. Ob diese Meister nun glauben, daß ihre Untergebenen noch Respekt haben können vor Leuten, die sich so behandeln lassen? Wir sind fest überzeugt, daß sich der gewöhnlichste Arbeiter gegen eine derartige Behandlung auflehnen würde. Es ist endlich an der Zeit, daß sich die Arbeiter gegen derartige Zustände auflehnen und eine Behandlung und Bezahlung verlangen, wie sie eines Menschen würdig ist. An unsere auswärtigen Kollegen richtet wir das Ersuchen, uns durch Fernhaltung des Zuzuges in unserem Kampfe zu unterstützen. Hoch die Solidarität!

## Feuilleton.

### Reisebriefe aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Mammuth-Höhle, 20. IX. 09.

Endlich wieder einmal schöne Gegend. Schöne Wälder, schöne Berge und Täler.

Wir sind im Staate Kentucky. Im Gebiete des Ohio. Auch so ein Fluß, der in den Indianer-Büchern eine große Rolle spielt. Die Gegend sieht auch heute noch so aus, als könnten Indianer darin hausen. Fast ununterbrochen dichter, schöner Laubwald. Die kleinen Orte, die dazwischen verstreut

liegen, zerstören den Eindruck nicht. Kleine Holzhäuser, zum Teil recht freundlich, zum Teil sehr einer Aufbesserung bedürftig. Außerordentlich viel Neger, sie scheinen zahlreicher als die Weißen zu sein. Auf den Haltestellen laufen die kleinen schwarzen Schweine — ich meine Vierfüßler — zwischen den Schienen und unter den Eisenbahnwagen herum.

Neben dem unvermeidlichen Mais, wird viel Tabak angebaut, es steht noch immer sehr viel davon auf den Feldern, trotzdem die Trockenhäuser, an denen wir vorbeifahren, voll gefüllt sind.

Die Mammuth-Höhle, der unser Abstecher gilt, soll die größte aller bekannten Höhlen sein. Sie ist über 200 km lang. Um sie völlig kennen zu lernen, sind vier Fahrungen, 3-10 Stunden dauernd, erforderlich. Wir haben zwei Rundgänge mitgemacht, die uns durch die charakteristischsten Parteen der Höhle führten.

Sie gleicht bis zu einem gewissen Grade der Hermannshöhle im Harz, ist aber viel »mammuth-artiger«. Ihre Gänge und Wölbungen haben gewaltige Ausdehnungen. Daneben gibt es natürlich auch interessante und gefährliche Kletterparteen in ziemlicher Zahl.

Tropfsteingebilde sind nicht viel vorhanden, wenigstens steht ihr Vorkommen in keinem Verhältnis zur Größe der Höhle. Allerdings soll in früheren Jahren sehr viel abgeschlagen und mitgenommen worden sein. Der Tropfstein ist auch sehr mit allerlei Beimengungen durchsetzt und läßt deshalb die porzellanartige Reinheit, die beispielsweise die Gebilde unserer bei Iserlohn liegenden Drachenhöhle, die jedoch neben der Mammuth-Höhle nur eine Höhle in Westentaschenformat ist, sehr vermissen. Die Mammuth-Höhle ist gigantischer, unsere Höhlen sind reizvoller.

Bis 350 Fuß tief führte uns unser Weg unter die Erde. Dort fließt ein Fluß, der Echo-River. Die Kahnfahrt auf ihm — es können sich mehrere Boote ganz bequem ausweichen — hat einen ganz eigenen Reiz. Lautlos gleitet das Boot durch das mächtige Felsengewölbe, das der Fluß im Laufe der Jahrtausende ausgewaschen hat, der Führer singt leise einige Akkorde und in Orgeltönen antwortet das Echo.

Die Höhle ist seit dem Jahre 1809 den Weißen bekannt, sie hat aber schon vorher den Indianern als Winterquartier gedient. Da sie Salpeter enthält, ist sie von den Vereinigten Staaten eine Zeit lang bergmännisch ausgebeutet worden.

Sonderbar berührt, daß in der Höhle einige aus Steinen errichtete Wohnhäuser stehen. Ein spleeniger Arzt ist nämlich vor Jahren auf den Gedanken gekommen, daß die Luft der Höhle ein vorzügliches Heilmittel gegen die Schwindsucht sei. Er hat auch Patienten gefunden, die zu diesem Zweck aufgebauten Häuser bezogen und fünf Monate in der Höhle blieben. Ein Teil wurde dabei aber so gründlich von der Schwindsucht befreit, daß sie überhaupt keine Luft mehr brauchten, und das nahm den Uebrigen die Lust zur Fortsetzung der Kur. Seitdem verfallen die Häuser.

Ein Stück amerikanische Wildnis ist erhalten geblieben am Green-River, der in der Nähe der Höhle vorbeifließt. Der Wald drängt sich dicht bis an den Fluß heran, der sich zwischen den Bergen hindurchzwängt.

Louisville, 21. IX. 09.

Gleich den anderen amerikanischen Städten, die wir berührten, dehnt sich Louisville sehr weit aus. Es ist eine regelmäßig angelegte Stadt mit schönen öffentlichen Gebäuden.

Auch hier tritt die schwarze Bevölkerung sehr in Erscheinung. Diese Gebiete gehörten ja auch zu den Hauptsitzen der Sklaverei. Diese ist bekanntlich abgeschafft, der Nigger ist heute ein freier Mann. Ueberall werden in diesem Distrikte Ansichtskarten verkauft, worauf der Präsident Lincoln, der Sklavenbefreier, gefeiert wird.

Daß der Neger mit der Freiheit noch bei weitem nicht die gesellschaftliche Gleichstellung erlangt hat, ist aber gerade in diesem Bezirke augenfällig. Auf den Eisenbahnen gibt es besondere Abteilungen für die Farbigen, die die Wagen der Weißen nicht betreten dürfen. Selbst auf einzelnen Straßenbahnlinien gibt es diese Trennung.

Wie sehr sich der Weiße über den Farbigen erhaben fühlt, geht aus folgender Notiz des heutigen »Louisviller Anzeigers« hervor: »Der im sechzehnten Lebensjahr stehende Negerknabe James White, der ein weißes Mädchen namens Mossie Woodward attackiert haben soll, hatte sich im Kreisgericht in Pineville zu rechtfertigen. Er wurde zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurteilt. Zehn der Geschworenen befürworteten die Todesstrafe.« Also: Ein 16jähriger dummer Junge »soll« ein Mädchen attackiert haben. Es sieht demnach noch gar nicht einmal fest, ob er es wirklich getan hat. Dafür muß er lebenslänglich ins Zuchthaus, er kann sogar von Glück reden, er wäre beinahe zum Tode verurteilt worden. Sein Hauptverbrechen ist: Er hat eine farbige Haut. Wie würde ein Weißer bestraft worden sein, dem nachgewiesen worden wäre, daß er ein schwarzes Mädchen attackiert hat?

Das Lob, das ich früher den amerikanischen Bahnen gespendet habe, muß ich etwas einschränken. Auf den Nebenlinien läuft vielfach schlechtes Material und die Plüschpolsterung der

Sessel bildet dann derartige Staub- und Ruffänger, daß das Schild an den Wagen: „Für weiße Passagiere“ sehr notwendig ist, denn nach einer mehrstündigen Fahrt sind die Passagiere alle farbige Lederpolsterung wäre entschieden vorzuziehen.

Cincinnati, 22. u. 23. IX. 09.

Von allen Städten, die wir sahen, liegt Cincinnati am schönsten. Terrassenförmig baut es sich auf einer Anzahl von Hügeln, durch die sich der Ohio windet.

Ein Blick vom Aussichtsturm des Edenparks auf das Flußtal und die Stadt mit ihren Vororten ruht auf einem wirklich reizvollen Landschafts- und Städtebild. Die Gegend kann verglichen werden mit der von Loschwitz bei Dresden. Nur fehlt die weite Ebene, in der Dresden liegt.

Um zum Edenpark zu gelangen, muß eine Gebirgsbahn passiert werden. So etwas wäre natürlich in Deutschland eine „Attraktion“ mit besonderem Fahrgeld und viel Rederei, wie zum Beispiel in Loschwitz, in Barmen etc. Hier redet kein Mensch davon und es ist interessant, wie die Sache gemacht wird. Die elektrische Bahn, die aus der Stadt kommt, fährt mit den Passagieren auf ein Gestell und dieses wird durch Drahtseile hochgezogen. Der Wagen bleibt dadurch in seiner wagrechteten Stellung, es erübrigt sich deshalb die Beschaffung besonderer Gebirgsbahnwagen. Oben fährt er auf dem Geleise weiter und so geht es auch abwärts. Das alles gehört zur Straßenbahn-Fahrt, ohne die geringste Fahrpreiserhöhung. Sehr nachahmenswert.

Die Stadt ist schön und hat gutes Pflaster. Die Wolkenkratzer fehlen natürlich nicht, sie gehören zu amerikanischen Städtebild, der höchste ist aber nur sechzehn Stock hoch.

Es wird behauptet, daß die Bevölkerung außerordentlich stark von Deutschen durchsetzt sei. Das mag sein, aber der Fremde merkt davon wenig. Deutsche Laute dringen kaum an das Ohr, obgleich die deutsche Sprache in der Schule hier obligatorisch gelehrt wird.

Gekneipt wird allerdings nach deutscher Art, das heißt, es gibt hier Bierwirtschaften mit Tischen wie bei uns. Das ist sonst in Amerika nicht Sitte. Der Amerikaner trinkt sein Bier an der Bar im stehen.

Es ist mit dem Deutschtum in Amerika überhaupt so eine besondere Sache. Wir haben darauf geachtet, zumal wir viel mit den Nachkommen deutscher Einwanderer in Berührung kamen. Fast durchgängig ist es so, daß die Kinder der Einwanderer noch deutsch lernen, da in der Familie noch deutsch gesprochen wird. Aber da die allgemeine Umgangssprache Englisch ist, so kommt das Deutsche ins Hintertreffen. Die Kinder werden sehr bald das Englische als die Hauptsprache betrachten, der sie sich im allgemeinen bedienen. Bei ihrem Weggang aus der elterlichen Wohnung streifen sie gewissermaßen das Deutsche ab, sie sind schon so amerikanisiert, daß sie ihren Kindern schon gar nicht mehr zumuten, deutsch zu reden.

Nach ein paar Jahrzehnten ist ihnen die deutsche Sprache in vielen Fällen schon so fremd geworden, daß es ihnen schwer fällt, deutsch zu lesen. Ausnahmen kommen natürlich vor. Es ist nach alledem nicht sehr viel darauf zu geben, wenn gesagt wird, so und soviel Deutsche sind in der oder jener Stadt.

Hier liegt im Zentrum der Stadt ein Restaurant „Bismarck“. Die Innenwände sind verziert mit deutschen Reichs- und Länderwappen und mit Bildern aus deutschen Sagen mit deutschen Inschriften. Das Lokal hat auch einen Ratskeller, es war jedenfalls früher ein durchaus deutsches Restaurant. Jetzt hat nicht ein einziger der Kellner, mit denen wir zusammenkamen, ein Wort Deutsch verstanden. Und das in der „gut deutschen Stadt-Cincinnati“.

Sehr schlecht ist hier, wie in allen amerikanischen Städten, die Straßenbeleuchtung. Wenn die Schaulust und die leuchtenden Reklameschilder der Kinematographen erloschen sind, liegt alles tot und finster da. Das elektrische Licht brennt kaum heller als eine Oelfunzel und ist sehr spärlich angebracht.

In Widerspruch dazu stehen die vielen Drähte, die sich über die Straßen hinziehen. Fast jede Straße sieht aus wie ein Weg zu einem Haupttelefonamt. Es dürfte nirgends so „überspannte“ Städte geben wie hier. Eine Ausnahme macht New York, dort erfolgt auch die Stromzuführung für die elektrischen Straßenbahnen unterirdisch. (Fortsetzung folgt.)

Eingänge.

Die Rechtsprechung in Unfallrentenstreitsachen. Von Hermann Müller, Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68. Preis geb. 3 Mk.

Genosse Reichstagsabgeordneter Robert Schmidt veröffentlicht im „Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ folgende Besprechung über dieses Wort unseres Kollegen Müller: „Allen, die mit der Unfallversicherung zu tun haben, besonders unseren Gewerkschaftsangehörigen und Arbeiterssekretären, wird das Buch sehr gute Dienste leisten. Der Verfasser hat, übersichtlich geordnet, die wichtigsten Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes aus den Amtlichen Nachrichten, den Zeitschriften der Berufsgenossenschaften und dem Material, das ihm als Sekretär im Zentralarbeiterssekretariat zur Verfügung stand, kurz im Auszug unter Quellenangabe wiedergegeben. Ein sehr detailliertes Sachregister erleichtert die Auffindung einer besonderen Entscheidung aus dem reichen Material, das hier zusammengetragen ist. Derjenige, dem die Amtlichen Nachrichten nicht zur Verfügung stehen, wird gern bei Begründung von Ansprüchen auf Grund der Unfallversicherungs-gesetze auf das hier gebotene Material zurückgreifen und viel Zeit und Mühe sparen. Die Amtlichen Nachrichten sind mittlerweile so umfangreich geworden, enthalten auch eine Anzahl längst überholter Entscheidungen, daß die Nachforschung nach einer prinzipiellen Entscheidung in einer strittigen Frage mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist. Hier gibt das Buch von Hermann Müller eine schnelle und sichere Anleitung, und es dürfte sich wohl bald in den Bureaus der Gewerkschaften, Auskunftsstellen und Arbeiterssekretariate einführen.“

Der Bibliothekar. Monatschrift für Arbeiterbibliotheken. No. 8, 1. Jg. 1. Jg. November 1909. Redaktion und Verlag; Leipzig, Tauchaerstr. 19-21. Abonnement vierteljährlich 50 Pf.

Neuland des Wissens. Halbmonatsschrift für Natur- und Geistesleben. Herausgegeben von M. H. Baegle und E. W. Trojan. Redaktion: M. H. Baegle, Wilhelmshagen-Berlin. Verlag: Teichmann & Co., Leipzig, 1. Jg. No. 3. Preis 1,25 Mk. vierteljährlich; Einzelhefte 25 Pf.

Der Föhn. Eine tirolische Kunstzeitschrift. Aches Helt, 1909. Verlag: „Der Föhn“, Innsbruck. Abonnementpreis 3 Mk. vierteljährlich.

Handbuch für Funktionäre des Verbandes der Lithographen, Steindruckere und verwandten Berufe. Anleitungen für die Geschäftsführung der Vorsitzenden, Kassierer, Schriftführer, Beisitzer, Revisoren, Krankenbesucher, Leiter der Lehrlingsabteilungen und der Geschäftsvertrauensmänner. Die Aufgaben des Hauptvorstandes, des Ausschusses, der Zentralkommission und der Bezirksvorstände. Mit einem Anhang: Erläuterungen zum Statut und den internationalen Gegenseitigkeitsverträgen. Herausgegeben vom Hauptvorstand. Im Selbstverlag. 280 Seiten 8<sup>o</sup>.

Der von der vorigen Generalversammlung beschlossene Kommentar zum Statut liegt in diesem geschmackvoll ausgestatteten und handlichen Buche vor. Er wurde aber über den ursprünglich geplanten Rahmen hinaus bedeutend erweitert, so daß das Buch, wie schon sein Titelteil zeigt, jetzt nicht nur über das Statut, sondern über alle unser Verbandsleben irgendwie berührenden Fragen erschöpfende Auskunft gibt. Allen Funktionären wird die fleißige Arbeit unseres Hauptvorstandes zu einer Fundgrube von Anregungen und Ratschlägen bei ihrer verwaltungstechnischen, organisatorischen und agitatorischen Arbeit werden. Wenn es aufmerksam gelesen und stets zu Rate gezogen wird, dann wird es für unsere Organisation von förderndster und segensreichster Wirkung sein.

Lehrbuch für Buchdrucker: Satz. Zum Gebrauche an gewerblichen Lehranstalten. Von Josef A. Heilmayer, Faktor der K. K. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, Lehrer an der fachlichen Fortbildungsschule für Buchdrucker in Wien. 184 Figuren und Beispiele im Texte und 22 Beilagen. Verlag von Alfred Hölder, K. u. K. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. 208 Seiten 8<sup>o</sup>, Preis gebunden 3,60 Mk.

Dem Ungerschen Werke „Lehrbuch für Buchdrucker: Druck“ ist nunmehr weiteres den Satz behandelndes Werk gefolgt. Es schließt sich in jeder Beziehung seinem Vorgänger gleichwertig an. Das ganze große Gebiet des Satzes ist in knappen, aber dadurch umso eindringlicher wirkenden Abschnitten erschöpfend behandelt. Da ist auch nichts, was unberücksichtigt geblieben wäre. Nach einem geschichtlichen Ueberblick werden Satzmaterial, Geräte und Werkzeuge besprochen. Der Satz von Büchern, Zeitungen, Akzidenzarbeiten, der Satz fremdsprachiger Texte, Musiknoten, Tabellen usw. usw. wird in leichtfaßlicher Weise dargestellt. Das Buch wird nicht nur beim Unterricht an Fachschulen gute Dienste tun, sondern auch jedem strebsamen Fachmann ein sehr willkommener Ratgeber sein.

Lehrbuch für Buchdrucker: Druck. Zum Gebrauche an gewerblichen Lehranstalten von Arthur W. Unger, Professor an der K. K. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, Vizedirektor der Fachlichen Fortbildungsschule für Buchdrucker in Wien. Mit 143 Figuren im Texte, 2 Beilagen und 6 Tafeln. Wien 1910, Verlag von Alfred Hölder, K. u. K. Hof- und Universitätsbuchhändler, Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 249 Seiten 8<sup>o</sup>. Preis gebunden 3,60 Mk.

Das Buch gibt Aufschluß über alle mit dem Buchdruck zusammenhängenden Fragen. Es behandelt in knapper, wirkungsvoller Form und in gemeinverständlicher Darstellung das vom Buchdrucker verwendete Material (Buchdruckpressen, Papier, Druckfarben, Wasch- und Schmiermittel usw.), die gesamte Technik des Buchdrucks und das Wesen des Holzschnitts, der Chemigraphie, der Stereotypie, der Flach- und Tiefdruckverfahren usw., soweit es für die Buchdrucker von Interesse ist. Das Buch wird jedem Berufangehörigen die Aneignung einer umfassenden Fachbildung ermöglichen, aber auch jedem Nichtbuchdrucker einen genauen Einblick in das Wesen des Buchdrucks verschaffen. Was die Werkstattlehre vielerorts versäumt, wird der junge Fachmann durch eingehendes Studium des Buches nachzuholen vermögen.

Was muß der Arbeiter von der Krankenversicherung wissen? Ein praktischer Ratgeber unter Berücksichtigung des Entwurfes der neuen Reichs-Versicherungsordnung von Eduard Gräf, Arbeiterssekretär zu Frankfurt a. M. Verlag der Buchhandlung Volksstimme (Maier & Co.), Frankfurt a. M. 16 Seiten 8<sup>o</sup>, Preis 10 Pf.

Das Schriftchen unseres Kollegen Gräf verfolgt den Zweck, in gedrängter Kürze allen Interessenten das wesentlichste vom Versicherungszwang, dem Kreis der Versicherungspflichtigen, den Pflichten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, den Beitragsleistungen, Strafbefugnissen der Krankenkassen usw. zu erklären. Besonders instruktiv sind für die Arbeiterschaft die Abhandlungen über die vom Gesetz unterschiedenen „Mindestleistungen“ und „Mehrlleistungen“, die Ersatzpflichten gegenüber den Krankenkassen, die Errichtung und Schließung der Reservefonds. In dem Schriftchen wird auch mehrfach darauf hingewiesen, wie wichtig für die Arbeiterschaft die Erhaltung des Selbstverwaltungsrechts ist und wie dringend notwendig es wäre, weite Kreise der Lohnarbeiter, denen in der Schule auch nicht das mindeste von der Krankenversicherung usw. beigebracht wurde, mit dem alten Gesetz und auch mit dem Entwurf der neuen Reichsversicherungsordnung bekannt zu machen. — Die kleine Broschüre schließt sich dem bereits früher erschienenen gleichartigen Schriftchen desselben Verfassers über die Unfallversicherung gleichwertig an.

Stellenangebote ■ ■ ■  
Einige tüchtige Farbtätzer sowie ein tüchtiger jüngerer Reproduktions-Photograph für Schwarzautotypen per sofort gesucht. Gefl. Off. mit Gehaltsansprüchen, Proben und Angabe der seitherigen Tätigkeit erbeten an [3,60] Gustav Dreher, Stuttgart, Württemberg. Graphische Kunstanstalt.  
Stellengesuche ■ ■ ■  
Tüchtiger Strichätzer sucht sofort Stellung. Gefl. Offerten an C. Reichert, Mannheim, Jean-Bakerstr. 9. [90]

Nachschneider, erste Kraft, speziell für Maschinen, sucht Stellung. [0,90] Ludwig Huber, München, Clementstr. 71 I, r.

Verschiedenes ■ ■ ■  
Entfettungs-Extrakt „Reina“ entfettet Firnis und Farben ohne dieselben zähe zu machen, verhindert das Tönen der Steine vollständig. Kilo 3,— Mk.  
„Matt-Lack“. Bestes, billigstes Farbenzusatzmittel gegen Kleben, Hart- und Blankwerden und Aufreißen der Abdrücke, Rinnen der Farbe, Spitzwerden der Zeichnung. Kein Kleben in der Prägepresse. Preis Kilo Mk. 3,50, bei 10 Kilo Mk. 3,— gegen Nachnahme.  
F. Hantke, Maschinenmeister, Hamburg 22, Berthastr. 13.11.

Prangs Schriftmuster, gebraucht, aber gut erhalten, sucht zu kaufen und ersucht um Zuschrift mit Preis. W. Martin, Dresden-A., Steinstr. 61.

Achtung!  
Senefelders Lehrbuch der Lithographie und des Steindrucks vom Jahre 1821. Dies ist längst vergriffene Originalwerk des Erfinders der Lithographie, das zutreffend als die „Bibel unseres Gewerbes“ bezeichnet wird, wurde durch den Hauptvorstand unseres Verbandes in seiner ursprünglichen Form neu herausgegeben. Es hat nicht nur großen historischen, sondern auch einen eminent praktischen Wert und wird jedem Kollegen eine Fülle wertvoller Anregungen und Fingerzeige geben. Preis dauerhaft gebunden: für Verbandsmitglieder 3,50 Mk., im Buchhandel 6 Mk. Zu beziehen durch den Hauptvorstand, Berlin N. 28, Anklamerstraße 27.1. — Bestellungen nehmen alle Ortsverwaltungen entgegen. Versäume niemand, sich dieses wertvolle, fast 400 Quartseiten und einige Tafeln umfassende Werk anzuschaffen!

Bettlässen! Befreiung garantiert sofort. Auskunft umsonst. Alter, Geschlecht angeben! Institut „Sanitas“, Velburg [240] (Bay).

126